

Das geheime Leben der Dinge

Editorial

Das Themenheft 2014, die Sonderausgabe in der Reihe „Literarisches Österreich“, liegt nun mit mehr als fünfzig Beiträgen zum Thema „Das geheime Leben der Dinge“ vor. Sowohl Mitglieder, als auch Schriftstellerkolleginnen und -kollegen, die nicht dem OeSV angehören, sind hier vertreten.

Der bekannte Sachzwang, basierend auf der Knappheit von Finanzen und Quantum, führte zur üblichen Einschränkung, sodass mehr als die Hälfte der eingesendeten Beiträge mit Bedauern der Jury nicht in dieses Heft aufgenommen werden konnte.

Mit einem großen Anteil an Prosatexten erfolgte die Annäherung an die vielfältigen Dinge und ihre verborgenen, zu entschlüsselnden oder offenen Geheimnisse.

Gedichte und lyrische Texte werfen Schlaglichter dazwischen.

Es ist hier gelungen, Übersehenes, Verdrängtes, Vergessenes und Mögliches im Wahrnehmen sichtbar, spürbar und nachvollziehbar zu machen.

Grafiken von Margarethe Herzele stellen eigenständige Beiträge und inspirierende Ergänzungen dar.

Wir danken für die finanzielle Unterstützung durch die Subventionsgeber der öffentlichen Hand, der Literaturabteilung der Kunstsektion, Abt. II / 5 im Bundeskanzleramt (BKA), der Literaturabteilung MA 7 der Stadt Wien und für zusätzliche Spenden, sodass dieses Themenheft herausgebracht werden konnte.

Uns alle vereint wohl der Wunsch, dass im geheimen Leben, welcher Dinge auch immer, Friedliches das Zerstörerische überwiegt.



Mag.^a Dr.ⁱⁿ Sidonia Gall

Vorsitzende des Österreichischen Schriftsteller/innenverbandes

Vorwort

Jahr für Jahr sammeln wir Beiträge von Autoren innerhalb und außerhalb unserer Vereinigung zu einem bestimmten Thema. Das hat nun schon Tradition. Das gestellte Thema inspiriert neu oder veranlasst, in Manuskripten zu blättern, sich an schon Geschriebenes zu erinnern. Oder ein Einfall taucht auf, weit Zurückliegendes wird lebendig. Ein Thema ist eine Einladung, die man annehmen kann. Eine Herausforderung, die vielleicht Lust macht, ihr Folge zu leisten. Es bietet die Möglichkeit, in sich hineinzuhorchen, ob es ein Echo geben könnte.

Jedes Mal erreichen uns mehr Texte, als wir aufnehmen können. Und immer ist deren Vielfältigkeit interessant. Da tut sich ein reicher Bogen an Erlebnissen und Erfahrungen auf, an fantastischen Einfällen, Erinnerungen und Träumen, die zu Gedichten und kurzen Erzählungen werden. Ein gestelltes Thema kann etwas aufwecken, das scheinbar ins Vergessen oder ins Unbewusste gesunken ist. Nun taucht es überraschend wieder auf und verlangt nach seiner sprachlichen Form.

Diesmal ging es um unser Verhältnis zu den Dingen. Wir sind umgeben von ihnen. Manchen verleihen wir Leben, besetzen sie mit meistens nur uns selbst bekannten Gefühlen oder Erinnerungen. Ohne uns verlieren sie ihre Bedeutung und ihr Leben erlischt. Aber manches Ding hat sein Eigenleben. Wir sagen, ein Ding spricht uns an. Also hat es eine Sprache, die wir vernehmen. Mit dem Hineinhören in die Dinge kann Schreiben beginnen.

Allen Teilnehmern an diesem Themenheft und auch jenen Kolleginnen und Kollegen, deren Beiträge wir nicht aufnehmen konnten, ist herzlich zu danken. Sie alle arbeiten an dem großen, uralten und ewig jungen Gewebe der Dichtung weiter, ohne welches wir uns die Welt weder vorstellen können noch vorstellen wollen.

Dr.ⁱⁿ Elisabeth Schawerda
Stellvertretende Vorsitzende des
Österreichischen Schriftsteller/innenverbandes

Inhalt	Seite
Editorial.....	3
Vorwort.....	5
Inhaltsverzeichnis.....	6
Elfriede Haslehner	die kleine schachtel 8
Bärbel Gaal-Kranner	Ausgesetzt 9
Christa Maria Till	Der Mensch fehlte 11
Etela Farkašová	Die Dinge erwachen zum Leben 13
Renate Katzer	unbeschwert 14
Martin Stankowski	Im Film oder: Revue, en passant 15
Helmuth A. Niederle	wider Willen 17
Eva Kittelmann	Unverlierbar 18
Charlotte Ueckert	Katzenwache 20
Angela Flam	diese tür 21
Paul Dinter	Erinnerung an G 25
Norbert Leitgeb	Sprachhemmung 27
Radegund Hain	Gehenlassen 28
Ana Schoretits	An Stelle von Blumen – eine Trauerrede 30
Eugenie Fügnerová	Einhundert Jahre auf dem Holz 31
Susanne Moser	Dinge 34
Christine Vetter	meine roten schuhe 35
Kurt F. Svatek	Diamantener Ausblick 37
Traude Maria Seidelmann	Zeichen 39
Elfriede Bruckmeier	Vielleicht die blaue Flasche ...? 40
Brigitte Meissel	Verbundenheit 42
Michael Stradal	„Hi, hi – wer bin ich?“ 45
Eva Kraft	Streit der Bestecke 49
Eduard Meisel	Der Glasvogel 50
Gerald Jatzek	Ernst an der Wand 52
Philo Ikonya	Unter der Blüte 54
Roswitha Schieb	Atopische Karte 57
Werner Stangl	Der Wunschtisch 59
Birgit Bydlinski	Das Puppenbett 63
Friedrich Damköhler	... doch verständnisvoll ihr Lächeln. 65
Sylvia Zwettler-Otte	Der Herr der Dinge 66
Hilde Schmölzer	Sommerwiesen 68

Inhalt	Seite
Gerald Szyszkowitz	Mein Stein vom „Grünen See“ 69
Claudia Taller	Der blassblaue Kalender 72
Erich Sedlak	Die Beethovenbüste 74
Christa Scheiwein	Marillenknödel 76
Roswitha Schmit	Steinzeit 77
Diana Wiedra	Dekameron Boccaccio 79
Margarete Karetta	Buchleben 81
Maria Gornikiewicz	Überschwemmung 83
Herbert Jan Janschka	Der Dichter 85
Dietmar Grieser	Ein sonderbarer Schatz 86
Edith Sommer	die kassette 88
Alexander Worsch	K 90
Helmut Pacholik	Speltengarten Obersiebenbrunn 93
Karl Lubomirski	Lärchen 94
Ernst David	stille ist eine ursache 96
Viktor Klykov	Puschkin in Wien* 97
Christian Klingspiegel	Ein ernstes Wörtchen 98
Ernst Karner	Das Ding an sich schon lange gesucht 100
Dietmar Tauchner	Dein Nachbar die Nacht 101
Hahnrei Wolf Käfer	Das geheime Leben der Nullen 102
Gottfried Pixner	Die Dinge – Ein Steckbrief 104
Hertha Ellinger-Michal	Das Hohelied der Dinge – ein harmonischer Gesang 105
Gregor M. Lepka	Vielleicht Erkenntnis 106
Heidelore Raab	Fundstücke 107
Kurzbiographien.....	108
Impressum.....	116
7 Paraphrasen zu „Das geheime Leben der Dinge“ – Graphiken/Titel von Margarethe Herzele.....	Seite 24, 36, 48, 62, 71, 78, 92

Elfriede Haslehner die kleine schachtel

mit den vielen
dünnen hölzern
birgt die kraft
ein altes haus
ein ganzes dorf
in flammen
untergehn
zu lassen

Bärbel Gaal-Kranner Ausgesetzt

Man sagt, ein Haus sei der erweiterte Körper seines Bewohners und lasse Rückschlüsse zu, die das Innerste nach außen kehren. Ich muss gestehen, unser Haus ist zu groß geworden. So viel zu groß, dass ich, um im Bild zu bleiben, die überweite Haut als Decke nutzen und auf Bettzeug verzichten könnte. Abgesehen davon, verhält es sich wie ein guter Freund und spricht zu mir; es versteht mich, schon wenn ich mich räuspere und Atem hole, um etwas zu sagen; es träumt meine Träume fertig, erweitert den Raum, wenn nötig und ist dankbar für jede Zuwendung. Was es aber nicht nachvollziehen kann, ist die Entscheidung, es anderen zu überlassen. Für immer.

Dieses symbiotische Aufeinanderpicken! Es war mein Fehler, diese Tatsache zu wenig beachtet zu haben, ich hätte mit Gegenwind rechnen müssen. Wer Wind sät, wird Sturm ernten, heißt es nicht so? Das aufsteigende Lüftchen raschelte durchs Blattwerk der alten Bäume, umsäuselte die Ecken des Hauses, trug Laub in kleinen Häufchen mit dazwischen gefalteten Worten vor die Tür und rüttelte sacht an den Balken. Im Innern des Hauses aber schnurrte die Katze und der Duft des vorbereiteten Essens lockte alle an den Tisch. Kein deklariertes Abschiedessen, das sollte noch folgen, – nach Immobilienmakler und den vielen fremden Füßen in allen Räumen.

Ich hockte in einer Ecke des großen Hauses und vermisste die Sicherheit früherer Jahre, diese Gewissheit meiner selbst. Gedanken faserten aus, Bilder verloren ihre Konturen und zersplitterten. Gestürzte Welt, in der Worte meinem Lasso immer wieder entwishten. Nicht eine Zeile.

Endlich war der Vertrag von allen Beteiligten unterschrieben. Das Sichten und Ausräumen begann. Wie kann man so blöd sein und über Jahrzehnte so viel unnützes Zeug ins Haus schleppen? Spielzeug, das nicht mehr vollständig war, fiel der Tonne zum Opfer, desgleichen alte Schulhefte. Aber schon die Lesebücher der Kinder hob ich auf. Am härtesten traf mich das Ausmisten meiner Buchregale. Nicht nur die Balken vor den Fenstern knirschten. Aber, ich wollte es so und überwand mich. Bücher, von denen ich mich trennen konnte, schickte ich an www.buchmaxe.at. Der große Rest zerfiel in Individuen, die mich ansprachen, sich wehrten, oder zart Beschwerde führten und sich erklärten. Ich entschied; und sie alle fanden nach dem Säubern den Weg zurück auf ihre angestammten Plätze der Stellagen. Wir werden in unserer neuen Bleibe ein größeres Zimmer für die Bücher benötigen; e-books sind nicht mein Fall.

Hundertfach strichen die Hände über Gegenstände.

Auch von der Stelle, wo Cora beim Öffnen der Tür mit ihrer Pfote unsanft das Kirschholz entlang gekratzt hatte, würde ich mich verabschieden müssen. Sie war lebhaft und eigenwillig. Und wenn sie Wild witterte, jagte sie ihm nach und brachte auch schon mal den Lauf eines Rehs nach Hause, den sie schuldbewusst im Garten vor ihrer Hütte deponierte. Mit angelegten Ohren zog sie sich in den letzten Winkel ihrer Behausung zu-

rück und wartete, dass ich sie riefte. Zögernd kam sie mit eingezogenem Schwanz heraus. „Was fällt dir ein, du Schlimme!“ , schimpfte ich empört und nahm ihr die Beute weg. Sie drehte um und kroch zurück in die Hütte.

Nun streife ich allein durch den Garten und überlege, welche Pflanzen ein Umsetzen überstehen könnten. Das alte Rosenbäumchen mit den herrlich duftenden hundertfachen Blüten würde ich zurücklassen müssen; das Geschenk eines Freundes, auf den der Zeigefinger des Gleichmachers wies. Mit dem Gleichmut des Gläubigen lachte er ihm entgegen und verfasste weiterhin Gedichte, die immer schon alle paar Jahre in einer bibliophilen Ausgabe erschienen. Dann Chemo; der Finger drohte, ja krümmte sich: komm! Wir saßen im Schatten der Rotbuche. Ich outete mich, was hältst du von meinen Versuchen?, legte ihm eine Decke über die dünnen Beine und stellte Kaffee und einen Krug Wasser hin. Seine Frau und ich unternahmen einen ausgiebigen Spaziergang. Als wir zurückkamen, saß er noch immer über meinem Skript und brummte, es müsste schon mit dem Teufel zugehen, wenn daraus nichts werden würde, und wenn es sich ausginge, wäre er gern bei meiner Erstpräsentation dabei. Sein grauer Lockenkopf hob sich gegen das Rot der Buche ab.

Er ruhte wenige Wochen später auf dem schlichten Polster. Seine Füße steckten in seinen roten Lieblingsschuhen.

Anruf: Unsere Käufer wollen kommen und uns persönlich mitteilen ..., nein, so etwas tue man nicht am Telefon, verweigern sie die Antwort. Dafür nehmen sie fünf Stunden Fahrt auf sich: Ein Geschäft habe sich zerschlagen, das Geld sei nicht mehr vorhanden. Rücktritt vom Kauf!

Wir sind baff. Ernste Gesichter und – züngelndes Frohlocken, das ich vorerst hinter geschlossene Lippen sperre.

Heute sitze ich an meinem Schreibpult, schaue manchmal auf, hinaus ins Grüne. Ich sehe den bemoosten Nussbaum, der uns alljährlich an die zwanzig Kübel Nüsse aufdrängt. Der Kastanienbaum, Grafensteiner und Weichselbaum, Gingko, Ahorn und Kornelkirsche, alles rückt mir wieder näher. An warmen Sommerabenden, wenn ich bis nach Mitternacht auf der Terrasse sitze, werde ich nicht daran denken, dass unser Haus eigentlich zu groß ist, der Garten Energie und Zeit kostet. Ich werde mich an die Monate des Abschiednehmens erinnern, an die zahllosen kleinen Dinge, die ich hätte zurücklassen müssen; Dinge, deren Geschichte sich in all den Jahren mit meinem Leben verwob.

Die letzten Monate entweichen mit den Abgasen durch den Kamin. Atmende Gedanken dehnen Raum und Zeit und knüpfen ein Netz, das meine umherschweifenden Bildspiralen einholt.

Diese Freude beim Filtern! Das Papier nimmt Farbe an.

Christa Maria Till

Der Mensch fehlte

Die Mutter war gestorben. Wir hatten sie zu Grabe getragen. Ich war aus der fernen Stadt zum Begräbnis angereist.

Die Eltern-Wohnung, die Kindheits-Wohnung zu betreten, war qualvoll. Alles war noch da, das Mobiliar, die Teppiche, die Vorhänge, die Bilder, die Bücher, selbst noch Essensvorräte in der Küche, alles war da, so wie immer, nur der Mensch fehlte. Und er fehlte sehr. Wie das dann so kommt in so einem Fall, die Wohnung musste aufgeräumt werden, aufgelöst sagt man da, damit sie von neuen Mietern bezogen werden könnte. Du nimmst mit, was du willst, sagten die Brüder, der Rest wird weggeschafft. Der Rest ist Abfall, kommt bestenfalls zum Trödler, wenn nicht gar in die Kehrrichtverbrennung.

Die Dinge, die da herumstehen, die das Leben meiner Mutter begleitet haben, ja zum Teil auch das meine, die sollen nun Abfall sein. Irgendwo bei einem Altwarenhändler landen und zusammengewürfelt mit anderem Warenausschuss in irgendeiner Kiste für ein paar Euro feilgeboten werden.

Da standen die Bücher auf der Kredenz. So manch eines war ein Geburtstagsgeschenk von mir gewesen. Die historischen Biografien, das war noch meinem Vater zuzuordnen. Da stand die Gesamtausgabe der Werke von Goethe, Schiller und Grillparzer. Bei Grillparzer entdeckte ich Notizen in meiner Schrift, Bleistiftanmerkungen, als wir in der Schule Grillparzer-Stücke gelesen hatten, mussten wir die Personen charakterisieren. Die Rilke-Gedichte, auch eine Gesamtausgabe, hatte sie so geliebt. Die Prosa von Christa Wolf hatte ich ihr nahegebracht.

Die Schallplatten, noch richtiggehende Platten, waren ebenfalls höchst erinnerungsbeladen. Die vielen Klavierabende, die ich dank Konzertkartenreduktion durch meinen Vater erlebt hatte, und hier Klaviersonaten von Beethoven und Schubert mit meinem Lieblingspianisten Svatoslav Richter. Die würde ich natürlich mitnehmen. Unsere Opernbesuche von Mozart- und Verdi-Opern, glänzende Opernabende und zu Weihnachten oder zum Geburtstag dann eine Schallplatte, damals waren das noch Opernquerschnitte. Auch wenn ich heute noch diese alten Aufnahmen anhöre – ich habe in der Zwischenzeit viele moderne CDs gehört – werde ich vom altertümlichen Charme dieser Interpretationen gefangengenommen.

Dinge sind eben nicht nur Dinge. Sie können zum Leben erweckt werden.

Im Kasten hingen Mutters Kleider, sogar noch ein paar ganz alte von mir. Daneben standen ihre Schuhe.

Das Geschirr, das Besteck. Ich würde keinen Möbeltransporter mieten, um die Sachen mitzunehmen, ich hatte ja meinen eigenen Haushalt.

Irgendwo hinten in einem Kasten fand ich Schmuck für den Christbaum. Im Elternhaus wurde der Christbaum immer mit denselben Kugeln und Engeln geschmückt. Wir waren noch weit davon entfernt, die jeweilige Modefarbe für Christbaumdekoration mitzumachen. Die Krippe, die danebenstand, war von einem Onkel geschnitzt worden, als ich

das erste Weihnachtsfest meines Lebens begehen sollte. Wenn auch etwas wackelig geworden, wir hatten sie Jahr für Jahr aufgestellt.

Einige alte Hefte enthielten die Handschrift meiner verstorbenen Mutter, sogar noch meines Vaters.

Die Bilder hingen natürlich noch an der Wand. Auch da gab es mitunter Geschichten dazu. Ein Donaukanalgemälde über dem Ofen stammte von einer unverheirateten Freundin meiner Großmutter, der Tante Laura, die Malerin war. Eine Ölkopie einer Tizianmadonna, die durch Bombenschaden in Mitleidenschaft gezogen worden war, hatte man als Bildteil in einen Goldrahmen getan. Das schöne, zarte Japanbild aus Familienbesitz über der Sitzgarnitur sah ich später bei meinem Bruder wieder.

Auf dem Esszimmertisch stand die Handtasche meiner Mutter. Im Portemonnaie fand ich einen Talisman, eine kleine weiße Plastikfigur, die zu Dreikönig an meinem Wohnort in einen Kuchen hineingebacken wird. Derjenige, der das Kuchenstück mit dem Plastikönig erwischt – Achtung, nicht drauf beißen – ist der König für diesen Tag. Meine Mutter hatte den kleinen König anlässlich eines Besuches bei mir gewonnen. Ich fand in ihrer Tasche auch ihren Taschenkalender und da war ein Kamm, und im Kamm steckte noch ein Haar von ihr.

Die Handtasche musste ich unbedingt mitnehmen.

Etela Farkašová

Nachdichtung von Rosemarie Schulak

Die Dinge erwachen zum Leben

Der schmerzende Lärm
 der verschiedenartigen Dinge,
 die plötzlich zum Leben erwachen
 inmitten der stillen,
 nächtlichen Schwärze:
 Das jähe Knistern
 des Schrankes und der Regale
 die voller Bücher sind ...
 Das Flüstern des Parketts,
 das beharrliche Jammern
 der Rippen des alten Heizkörpers,
 der Ritzen in der Dichtung
 beider Fensterscheiben
 und der unerfüllten Hoffnungen ...
 wie auch der Vorstellungen,
 was einmal sein könnte
 und doch nie geschah.
 Das grauenvolle Aufleben
 aller Teile
 dieses ungenügenden
 Raums

bis zum ersten Schimmer des Lichts
 bis zum neuen Morgen

Renate Katzer unbeschwert

der mond
ist
in mein zimmer gefallen
der bleiche
riese
hat ein fenster
auf den fußboden gemalt

all die dinge in beschlag
genommen
ins nichts getaucht

als er gegangen
blieb ich

allein

mit leeren wänden

auf
mich
gestellt

Martin Stankowski Im Film oder: Revue, en passant

Soll ich Ihnen meine Geschichte als straff verdichtete Dokumentation ablaufen lassen (*Der Held bin ich*)? oder Episoden als Lebensbilder aneinanderreihen (*Szenen eines Daseins*)? Es bliebe sich wohl gleich, denn ich böte – wagemutig durch das Medium Film einfangen, vielleicht dominiert – Ihnen kaum anderes als eine Abfolge letztlich fotografischer Sequenzen. Noch ist zu wählen, ob in Schwarzweiß oder in Farbe. Es hat beides etwas für sich. Meine Geburtsstätte sähe in Grau-Stufen (oder, charaktervoller, im weicheren Chamois?) weit entfernter also zurückliegender aus. Und dann hielte man mich eventuell für erheblich älter als realiter. Nachträglich kolorierte Bildfolgen wirkten ihrerseits weniger künstlerisch als reichlich künstlich – und das bin ich, von Fleisch und Blut, nun wirklich nicht. Andererseits möchte eine farbliche Perfektion, im heutigen Film unbedingter Standard, mich gewiss ins rechte Bild rücken, aber mir fehlte nunmehr der Abstand zum eigenen Werdegang: Alles geriete dabei ja mehr oder weniger zur Gegenwart.

Ich verließ die Heimatstadt mit 5 Jahren zugunsten einer europäischen Metropole. Diese böte sich an für großartige Einstellungen: das Stadtbild als Panorama, in Vogelperspektive (oder, moderner, in Satellitenansicht?), die leporelloartige Kette aus touristisch bestens bekannten Monumenten, Plätzen, Blickachsen; der Fokus auf Gruppen im quirligen Hin und Her oder als Zusammenkünfte in wechselndem Beieinander, auf Durchschnitts- und Charakter-Köpfe; eine Revue von Eigentümlichem, Repräsentativem, Sonderbarem – sowie, gleichsam im Zoom festgehalten, darin immer irgendwo ich.

Ebenso bühengerecht ginge es munter weiter, mit Wohnungs- und Ortswechseln, mit der Familiengründung dank im bisherigen Verlauf fast unbekannter Gattin, zuerst kleiner, dann selbstständiger Kinder mit später eigenen Kindern, mit dem Erlernen des Beruflichen und dem Aufbau des Geschäftlichen, alles unterfüttert von Hobbys betitelten Liebhabereien und Freuden. Auf einem Blatt erschiene diese Summe als übersichtlich formatierte Liste aus Daten, Fakten und Begriffen, im Film jedoch verbliebe die Retrospektive trotz realer Tiefenwirkung und aller persönlichen Merkmale eben doch eine serielle Abwicklung – kurzum: eine Ansichtssache.

Die Frage bliebe, natürlich, ob meinem Leben ein Drehbuch unterliegt. Nicht nur religiöse Menschen beharren darauf, es existiere kein zufälliges Schicksal. Konkreter übten, naturgemäß, anfangs meine Eltern stärksten Einfluss aus: Sie nahmen sich im Übrigen – beachtete ich alle alten, mich mit abbildenden Belege – in meinem Lebensfilm bereits quantitativ ansehnlich aus. Aber wie stelle ich, umgekehrt, den Prozess dar, der mir sukzessive, stufenweise oder in Mutationen, eine gewisse Selbstständigkeit brachte? Dazu diene wohl zuerst eine Solo-Präsentation: Wie ich ungeachtet Haarverlusts und Autobesitzes standfester zu werden verspreche, Brille und Ehering und Mappe trage, bedeutend oder schelmisch schaue usw. Darüber hinaus gäbe es die bildliche Alterna-

tive von mir als vordergründige Person mit anderen (munteren) Gleichaltrigen, mit anderen (ernsten) Erwachsenen jeglicher Couleur, umringt von (aufgeweckten) Kindern, oder andererseits von mir als Suchbild-Kopf, ganz hinten links zwischen den (vielen) Sängerfreunden oder den (nachbarlichen) Ehepaaren.

Wohl rationaler wenngleich imposanter erschiene eine Serie fester Stationen, seien es Häuser und Gärten, Arbeitsstätten und Feriendomizile. Zwingend, aber als Schwierigkeit wäre Zeithistorisches einzubauen, selbst wenn ich neuerlich betagter erschiene als ich mich fühle. Denn die Zustände, die zu meiner Kindheit und einigen Zwischenzeiten herrschten, erscheinen angesichts der jetzigen Auto-, Computer-, Handydichte, der unentwegt Reisenden, der globalisierten Wirtschaft richtiggehend als gestrig. Meine Enkel bekommen bereits beim Erzählen aus meinem Leben runde Augen: Das war einmal? Meine Existenz wird damit zum begrenzten Ereignis, was mein immer noch aktiv ablaufendes Leben für mich aber eigentlich doch nicht ist?

Zurück zum Film. Ich verweigerte mich, sollte es so weit kommen, sicherlich einer kommentierenden Stimme, sogar der meinigen, die mir ja bekanntlich aus den Lautsprechern beziehungslos fremd vorkäme. Allerdings dürften eingespielte Geräusche, sogar Musik zum Hören kaum fehlen. Warum das? Ich benötigte, von meinem individuellen Standpunkt aus, einen Grundtenor, der die zwangsweise interpretatorische Note des in Bildern Gestalteten auf eine stärker allgemeine Ebene rückt. Das Problem ist für mich nämlich: Den Dokumentarfilm sähen sich, kaum vermeidbar, mit mir andere, gar fremde Leute an – und ich weiß nicht so recht, ob mir das recht wäre. Es ergäbe sich damit für mich nämlich eine Art Spaltung in das Subjekt des berührten Zuschauers und in das Objekt des betroffenen Gesehenwerdenden und damit (weit mehr als im Theater mit, trotz aller Identifikation, seinem Rollenspiel) eine Art doppelter realer Existenz.

Eigentlich bleibe ich weit lieber anonym. Als Journalisten-Sprössling lernte ich ohnehin eher zu beobachten als mitzumischen bzw. mich in eine möglichst günstige Position zu bringen. Dabei geht mir, das möchte ich betonen, das Voyeuristische vollkommen ab. Vielmehr ist es die Teilnahme an Schicksalen, die mich unendlich fasziniert. Ich bin mir voll bewusst, dabei einer meist sequentiell persönlichen, allzu selten (handwerklichen) Gestaltungsprinzipien unterliegenden Auswahl beizuwohnen, welche die Lebenskomplexität beschreibend darzustellen aber nicht umfassend zu analysieren vermag. Deshalb ist es mir fast lieber, meine Phantasie geht statt bei meiner Person bei unbekanntem Menschen mit mir durch: Ich sehe sie an und entdecke – aus Distanz beobachtend oder aber in einem Minutenblitz mir bewusst – hinter ihrer Erscheinung eine Biografie, die ich mir rasch erfinde. Die guten Leute werden mir höchst lebendig, ohne nachzufragen, ohne dass ich eingeführt werden, ohne dass diese Existenz für mich abgewogen sein muss. Dann stelle ich mir selbstredend umgekehrt vor, andere Leute durchschauten mich ebenso. Und, so komme ich zum Schluss, eigentlich braucht es einen Film über mich nun wirklich nicht mehr ...

Helmuth A. Niederle wider Willen

Wenn der Fußboden knackt
als ginge einer
mit verhaltenen Schritten durchs Zimmer

Wenn das Buch
am Abend – überlegt –
neben das Bett getan
vom Morgenlicht am Sofa im anschließenden Zimmer
gefunden wird

Wenn die Tasse Tee
anstatt am Tisch
in der Früh
geleert am Fußboden steht

braucht über geheimes Leben der Dinge
nicht mehr geredet werden

Es ist:
als stürzte ein Zebra aus einem Gedicht
tanzten die Elfen auf den Gladiolen
benetzte Tau die Scherenhände
umhüllte Rauch die Orgelpfeife
wateten die Zwerge pfeifend durch den Kakao
tränke ein Einhorn aus meinem Becher

Wieder einmal werde ich
zur Hebamme wider Willen
ohne davon zu wissen

Eva Kittelmann

Dinge sehen, in denen die Vergangenheiten auferstehen. Klänge und Farben kommen zurück, Gestalten gewinnen neues Leben und werden – Literatur.

Unverlierbar

Liege mitten des nördlichen Zimmers, spinne mich hinter die Dinge. Kreisende Blicke auf Decke und Teppich, der Raum eine Guckkastenbühne, die Möbel Soffitten, die Bilder Kulissen. Dominant Paul *Thalmanns* „Beweinung“: der silberne Sturzfluss der Tränen vom blutroten Richtplatz, schützende Hügel im Grünen, die zitternden Beter umfangend. Linkerhand, stumm, die Segnung des Kreuzes: der festgenagelte Corpus aus Eisen, freundliches Lindenholz, kühler Beuroner Stil. Dauernde Mahnung, zum Freispruch erhalten. Zu Häupten die auf Holz gezogene Kopie des größten der Engel aus *Guarientos Schiere angelice*, Pinacoteca degli Eremitani, Padova, um 1370. Seine gewaltige Strenge beherrscht meine dämmernde Kammer, den Raum des Bedenkens. Einmal im Jahr nur an ihrem Höhepunkt streift die Sonne für kaum eine Stunde den Raum, aber ich halte die Dinge gern in dieser dunkelnden Schweben, im Gleichmaß der Ruhe.

Weiter schweift der Blick: auf den geschnitzten Teller, der meine kleine Steinesammlung beisammen hält: Erinnerungen, Episoden, eine schwer-leichte Last. Sofort der Szenenwechsel: in *Sremska Mitrovica* war's, ein heißer Sommernachmittag. Ich wollte eigentlich den Archäologie-Park sehen, als du, mein liebster, ach so naiver Mensch, arglos zum Hütchenspiel verleitet, das ganze Reisegeld verjubelt hast. Ich war in Panik, kollabierte. Als ich erwachte, über mir ein rosiges Gesicht, die ganze Güte einer Markt- oder Bauersfrau. Wir mussten weg. Das Auto war zum Glück noch gut betankt. Da wirft uns diese gute Frau ein Bündel durch das Wagenfenster nach: in weißes Tuch gehüllte Äpfel, und diese nicht allein – nein! Ein fein geschnittener Teller mit dazu, in Stichelarbeit ausgeführt, fast wie gestickt – Rosetten, Strahlen, Sonne, Mond. Und winkt, die gute Frau, und ruft in ihrer Sprache, die wir nicht verstehen, hoffentlich Segenswünsche nach und keine Flüche. Nach 90 Kilometern endlich Beograd. Der Diplomat warf unverblümt, mit kalten Augen, seinen ganzen Spott auf die zwei Friedel mit der leeren Tasche. Dann knappe Fragen, Pässe zeigen, woher, wohin, Papierkram jedenfalls. Am Ende wurden wir mit Nötigstem versorgt, gottlob. „Den Teller“, zischelte ich dir zu, „ihm, als Präsent! Ist er nicht unser Repräsentant in diesem Land?“ Aber noch ehe du richtig reagieren konntest, waren wir auch schon hinauskomplimentiert: „... und lassen Sie sich um Himmels willen nicht noch einmal auf solche ...“ Natürlich, ja, und vielen Dank, etc. So blieben uns der Teller und das Tuch. Die Äpfel, erste Labe nach den bösen Stunden, schmeckten köstlich. Auf diesen Teller kam nie wieder Obst. Oft sann ich seiner Herkunft nach; stammt er aus irgendeiner hinterwäldlerischen Stube, schon früher ein Geschenk, an wen und wann, aus unbekannter Künstlerhand?

Nun birgt er meinen schmalen Schatz an, ja, Gedächtnissteinen: Pyrit vom innersten Tirol, Obsidian und Flint von Sylt, den Sardonyx, vielleicht auch Sodalith, aus einer Bucht in Kreta, von Kinderhand mit Nagellack lasiert, damit er mir beständig glänze; aus Island

das Lavabruchstück, sein schwefelgelbes Pendant vom Rande des Vesuvs. Das Stückchen Bims, das *via airmail* aus Chile geflogen kam. O Isabel, du schriebst, es rollte dir am Strand direkt vor deine Füße *en terramoto*, und dass es stündlich bebe. Weh dem, der dich erschossen hat auf der *Plaza de las Mujeres*, als du die Schwester suchtest. Und da, die abgeflachten Kiesel zweier „Sandalen-Sohlen“, groß und klein, aus der verfallenen Basilika nahe Philippi, als ob ein Kind gewandelt wäre neben dem Apostel und sie im Auf- und Niedergehen ihr Schuhzeug abgetreten hätten. Der „Rindfleischstein“ von Arachova! Als wir von Delphi niederstiegen, lag dieses Gneisgranitgemisch, graurot wie Fleisch samt fettig-gelber Kruste am Weg – vom Opfertier gehobelt, mit der Zeit versteinert? Mein Bergkristall, ein transparentes Dörfchen mit Türmchen, Mauer, Haus, steht neben einer rätselhaften Druse Amethyst. Dahinter, in Herzform, der Rosenquarz, den mir die liebe S. noch heimlich zugesteckt, damit die Operation gelinge. Alles ging gut. Ich setze mich jetzt auf, berühre Bims und Druse. Da fließt etwas, ich spüre die Hände der Freunde, die sie mir aufgelesen haben ...

Es dunkelt. Ich habe gelesen, im Nachtregen rasseln die Lungen der Toten, auf kühlen Dielen schlurften ihre Tritte. Das ist die Stunde, wenn sich die Fotos maximieren, wenn die Verewigten aus ihren Rahmen steigen, wie manche sagen. Aber steht nicht bei Roland Barthes der schöne Gedanke: „Die Fotografie des verschwundenen Wesens berührt mich wie das Licht eines Sterns“? Du, mein geliebter Mensch, sitzt nun jedenfalls wieder neben mir unter wirren Lärchenzweigen. Ein nasser Frühlingstag, vor uns das Matterhorn, das wir nur anschauen dürfen im Glanz des späten Schnees. Du trägst den alten Anorak, windschief ein Jagerhütel auf dem Kopf, und stimmst ein Liedel an. Da warst du eine Woche tot. Und auf der Ruderbank hockst du, verzweifelt alt geworden mit dem wehen Herzen. Du wolltest mir noch einmal Seeluft bieten vor dem Untergang des Sommers, nur hatten deine Arme keine Kraft, das Boot herumzureißen, als uns das Schilf gefährlich nahe kam. Wir hingen fest, rundum bedrohlich graubraun Wellen. Da hatte ich dich schon verloren. Aus einem dritten Foto fällst du mir, herzlieber Mann: Am leisen Morgenstrand standest du, tiefschwarz gekleidet, fremd, die Locke auf der Stirn fehlte; sie hätten sie dir noch im Sarg geraubt, klagst du. Ich höre auch, dass du beim Santo warst, der würde helfen, dir und mir, und alles würde gut. Du, Liebster, starbst, ich musste bleiben. Die Dinge zu behüten, die uns beiden teuer waren?

Es lebt sich ungemein gestillt in dieser zugebauten Treue, nichts zu verändern. Versprechen unter Regenbögen verlöschen nie, sie leuchten. Wie diese Lampe da. Von *Tiffany*, sagte die Mutter immer wieder, getäuscht von dem vollendet magischen Zusammenschein von Rosenrot, Maron und Blau. „Merk dir das Blau“, hat sie gesagt. „Es sind die Augen unseres späten Kindes, das ich dir hinterlassen will. Nimm dich des Wurzellosen an“.

Mutter ging weg, und wirklich, dieser kam, der übermorgen alles erben wird. Ich aber muss noch viel, vor allem abstrahieren lernen.

Charlotte Ueckert
Katzenwache

Wo der Salat ins Kraut schießt
Palmen sich zu Boden beugen
Wildblumen im Ziergarten verwuchern
Die Sitzecke für vier im hohen
Gras verrostet
Hält vor der Haustür
Eine Rotte Katzen Wache
Rührt sich bei keinem Fremden
Sie warten glänzend wie aus Porzellan
Ob sich die Tür von innen öffnet

Angela Flam

diese tür
(für meine Oma)

I
diese tür
ist ein schwert
am treffpunkt
der einen zeit davor
und einer
anderen dahinter
sind wir
verabredet

davor das gleichwie
das jedertags das gleiche
gleichgeschaltet im
gleichschritt
der fließenden zeit
entwurzelt unendlich
gelangweilt
im regen auf staub
zerbrochen
und jede wolke regnet
schlamm

bindestrich

angefault
und
weggeworfen

II

diese tür
ist ein schwert über
die tiefe
ausgehöhlt
entfaltet sich ein
abgrund der
sich entblättert
in sich zerscherbter
bindestrich
verwirbelter farben

dahinter ein fächer ins
offene meer
fernher welcher welten
welcher zeit
entrückt segeln wir
ins uferlose hinaus weit über
das ende der grenzen
auf wirren
nichts sagenden spuren
sind wir fort

uns selbst verloren

spurlos

dort haben wir uns gefunden

III

diese tür ist nicht mehr dort

davor das gleichwie
das jedertags das gleiche
gleichgeschaltet
wie vorher und hinauf

dahinter wohnen andere
die meinen schlaf aus
einem gewölbten spiegel streuen
der jetzt nicht mehr ist

im traum schau ich dich an und seh dich nicht

aber die dinge erinnern
sich über einem versiegten brunnen
gebeugt der spricht
mit blätterspangen aus dunst
dahinter
in beiden händen dein fuß
davor schwenkt
sich neben mich woher ich
künftig wohin

bindestrich

und deine spur davor



*Geheimnis der Jalousien-
oder doch ein Engel?*

HERZELE O

Geheimnis der Jalousien oder doch ein Engel?

Paul Dinter Erinnerung an G

Ein altes Immernoch
schwebt um die Beiden
wenn es darum geht
um Notwendiges
mich durchzuwürzen
die Frage aufzuwerfen
ob man Gefühle schmecken kann
da fange ich ein Nein auf
in grün und gelb
Hoffnung und Eifersucht
die das Gebein schwächt
sind es nicht mehr
ohne Angst stehen sie da
in Herzumarmung
am Tisch vor mir
gleich hinter dem Glas
in dem ein T Licht flackert
den kleinen Handkussengel erhellt
der daneben hockt
dessen Botschaft nicht neu ist
sie hat es so an sich
in manchem Dann und Wann
einfach aufzutauchen
beim Würzen des Frühstückseis
die Erinnerung an G
auf den Punkt gebracht
ihr Geschenk vom Adventmarkt
um das sie feilschen musste
geformte Keramiken
mit fingerlosen Armen
umarmen einander
in Schulterhöhe angesetzt
gebrannter Ton und Farbe
die kein Wasser aufweichen kann
zum Kippen verurteilt
um Wirkung zu zeigen
genau diese Erinnerung
dass der Hase sitzenbleibt

wegen dem Pfeffer am Schwanz
wenn er noch lebt
ob G nun besser lebt
ohne meine Umarmung?
der ich von der Liebe erzählte
unwissend wissend
wie so mancher
schwieg sie dazu
wie die Beiden
augapfellos gucken sie
aus der Umarmung
gelb und salzverklebt
grünverklebt mit Pfeffer
einzeln starren sie Prisen
aus den Löchern
G und immer wieder G
wie gepfeffert und gesalzen
meistens zum Frühstücksei
hochgehoben die Zwei
getrennt beim Würzen
gemeinsam beim Verzehr
Erinnerung an G
ihre stark durchwürzte Art
ihr Grün wie ihr Gelb
gekauft und geschenkt
mir geschenkte Umarmungen
Dinge die den Ohren fremd sind
diese Salz & Pfeffersteuer
bis morgen dann
ohne hudeln zu müssen
ein neues Weiß
aus der Schale glänzt

Norbert Leitgeb

Sprachhemmung

Ein Stein, im Grunde ordinär,
lag stumm an einem Strand umher,
mit nichts Besondrem, will es scheinen.
Kurzum, ein Stein bloß unter Steinen,
der just an diesem einen Tag
dort einem Paar zu Füßen lag.

Der Tag trägt rot sein Nachtgewand,
ein Glöckchen seufzt über das Land,
doch gab es für der beiden Sinn
nur einzig sie allein und ihn.
Dann, wie ein teures Unterpfand
legt er den Stein ihr in die Hand.

Die Zeit verging in Trippeltritt.
Die Liebe blieb, ihn nahm sie mit.
Bloß jener Stein von ihrem Schatz
verharrt noch auf dem Ehrenplatz
und weckt ihr Fühlen stets aufs neu,
als ob ein Teil von ihm er sei,
als hätt er einst'ge Liebeswogen
ins Innerste sich eingesogen.

Verstummt ist nun ihr Grabgeläut.
Im Zimmer wohnen andre Leut.
Der Stein, im Grunde ordinär,
liegt nun am Wegrand wo umher,
mit nichts Besondrem, will es scheinen,
und doch kein Stein bloß unter Steinen.

Dort flüstert er zur Parkbank leis
„wenn du bloß wüsstest, was ich weiß!“
Doch sie lacht auf „sei nicht vermessen!
Auf mir sind viele schon gesessen,
und nicht allein, und nicht bloß starr,
und nicht bloß züchtig, wirklich wahr!
Du würdest blass, Potzsapperment!
Ach, wenn ich das bloß sagen könnt!“

Doch kann sie 's nicht und nicht der Stein.
Doch ist dies durchaus nicht gemein.
Wie ging es zu auf dieser Welt,
wenn jedes Ding uns was erzählt,
von Lieb und Leid, von Lug und Trug? ...
Der Nachbarratsch ist schlimm genug!

Radegund Hain

Gehenlassen

Auf dem Weg zurück. Heimfahrt. Mit der Eisenbahn. Aus dem Land, das auch kein Zuhause geworden ist, nicht werden wollte, nicht gewollt wurde, eines zu werden, in das Land, das, ebensowenig je eines war.

Nichts tun – nur möglich, nicht möglich – etwas tun, nicht schreiben, nicht lesen, nicht Menschen finden, um mit ihnen zu reden, im Abteil geparkt, verwahrt sein, sich in den Sitz gesetzt fühlen wie eine Puppe, ein Kind, ein Ding, das da hineingesetzt wurde, ohne Zutun, ohne Willen, kaum mit Bewusstsein. Wie alles. Kaum etwas selbst steuern, den Zug so wenig wie sonst was. Manche zum Mörder werden, weil die Sonne sie blendet, Zufall, Schicksal, Abläufe. Eine Feder, einmal gespannt, abläuft, in die Ausgangslage zurück, unabwendbar. Spüren, den Ring an der Hand, von Mutters Mutter. Nie gekannt, immer präsent. Anvertraut, nimm ihn, wer soll ihn haben, außer Dir? Ungewöhnlich, der große Stein, hell, klar geschliffen, spiegelt wider. Das Gold, leicht kupfern, schmal geworden in der Beuge. Er wird an der Hand gewesen sein, immer. Selbst anpacken, als der Krieg kommt. Jetzt Kantigkeit der Facetten spüren, beim Denken, beim Leersein und beim Durchlauf der Bilder im Kopf, der inneren und der vor dem Fenster. Alles läuft, durch und vorbei, zieht, geht durch, zieht weiter, läuft weg, läuft davon, wovor. Vor dem, was nicht mehr veränderbar ist. Kein Um-Schreiben, keine Neu-Inszenierung möglich. Genauso passiert, genauso gewesen.

Kaffee holen, konkret, eine Handlung, ein Vorhaben, sich klarmachen, wo der Geldbeutel ist, ihn finden, in die Hand nehmen, sich entschließen, aufzustehen, drei Schritte aus dem Abteil hinaus zu schaffen, die Schiebetür hinter sich zuziehen. Die Augen der anderen, im Abteil, auf dem Gang, aushalten, die wahrnehmen, bewerten. Immer sehr schnell, ein Blick, ein Urteil. Freund oder Feind? Innerhalb einer Sekunde, erkannt und entschieden. Reptiliengehirn, zubeißen, Flucht oder paaren. Vorbei an den Blicken, der Ring schlägt an die Griffe, die schweren Schiebetüren zwischen den Waggons auf- und zuziehen, spüren, die Kälte, die Wärme, welcher Waggon riecht wonach, zwischen Tabak, Clo, Schweiß und Parfum.

Kaffee, zum Mitnehmen, bitte. Münzen herausgesucht, Holzstäbchen, eingetaucht im Becher, Oberflächenspannung gebrochen, kein Verschütten. Der Rückweg, auf den hochschwappenden Kaffeepegel im Becher konzentriert, reagieren, instinktiv, auf eine Kurve, die sie gegen die Wand drückt.

Dunkle Augen gluren sie an, mehr als einen Kopf größer als sie, lehnt er gelassen vor dem Abteil, nichts kann ihm entgehen, nichts kann er verpassen, einfach nie, genauso richtig, wie er da lehnt, in der Zeit, in diesem Zug. Freund oder Feind, nicht zu entscheiden im Widerstreit zwischen Getroffensein und Vernunft. Fremdsein, Kultur. Bearbeitung, Ackerbau. Bleibt sie stehen, vor dem Abteil. Lehnt ihm gegenüber, lässt es zu, fast dankbar. Lässt sich anstecken von seiner Erdung. Bitte. Ja, mach mich schwer. Ich wart' schon so lange darauf. In wessen Augen zuerst der Anflug eines Lächelns entsteht... es

ist ihr egal. Nicht egal: einvernehmlich fühlt es sich an. Er braucht gar nichts. Keine Zigarette, keinen Kaffee, um einfach nur da zu sein, gelehnt an die Zeit, die sich verlangsam hat, seit sie ihn anschaut, schwer wird, in ihrem Inneren auf den Boden sinkt. Sie ruhig macht. So ruhig wie er wirkt.

Sie atmet auf. Lächelt ihn an. Atmet. Er lächelt. Er schaut auf ihren Becher Kaffee, ihre Hand, vielleicht auf den Ring, es ist ihr egal. Hot? Fragt er nach. Sonst nie, aber plötzlich, sie bietet ihm ihren Kaffee an, Krankheiten, Seuchen, willst Du sterben! Sie kann nicht anders, er trinkt tatsächlich davon, gibt ihr den Becher zurück, zieht seine Hand unter ihrer hervor, der Ring ist verrutscht. Sie trinkt aus, als würde schon etwas vollzogen, wovon sie meinte todsicher zu sein, es nie zu tun. Geht zur Müllbox, versenkt den leeren Becher darin. Warm geworden, im Magen, im Bauch, hinter den Augen, geht sie zurück, nimmt seine Hand, fasst sie an, streicht drüber, tastet sich dran an ihn. Weiß dass er ihr ins Gesicht schaut, sie sieht nur seine Hand, seinen Arm, den sie packt. Er wartet ab. Als sie ihren Kopf ihm auf die Brust drückt, um nach ihm zu horchen, legt er vorsichtig die Arme um sie. Lächelt nicht. Aus seinen Augen schaut ihr der eigene Schmerz entgegen. Sie nimmt seine Hand, zieht ihn hinter sich her, macht die Türe zum Wäschraum auf, zieht ihn hinein, dumpfer Schlag als die Türe zufällt.

Später, in der ersten Nicht-Heimat aus dem Zug gestiegen, sich besinnt auf dem Bahnsteig, sich durch die Haare fährt, nach ihrer Tasche schaut, fällt ihr die Leere an ihrer Hand auf. Kein Stein mehr dran, an keinem Ring mehr, der ist nicht mehr da. Der Zug ist schon weiter. Die Hände gewaschen danach, den Ring weggelegt, Seifenraspel sich so verkleistern zwischen dem Ring und dem Stein, liegen gelassen, wahrscheinlich. Fährt ihr kalt ins Innere, nimmt ihr den Atem, kommt was ins Stolpern. Setzt sich hin auf eine Bank, die noch aus Holz ist. Schmutzig vielleicht, aber näher an dem, wohin die Sehnsucht geht. Atmet weiter. Lässt Züge kommen und gehen, die Menschen vorbeiziehen, die Leben.

Vielleicht kommt der Stein dahin zurück, wo koloniale Ausbeuter ihn schürfenden Sklaven weggenommen haben.

Es ist gut. Alles ist gut. Keine Aufgaben mehr für andere erledigen, jetzt hat sie eigene. Nur mehr die will sie tun. Mitgenommen hat sie sich Leben. Verloren hat sie Aufträge, die sie gar nicht betreffen. Nicht mehr.

Es ist gut.

Ana Schoretits**An Stelle von Blumen – eine Trauerrede**

In unserem Hause steht ein Tisch.
Keiner, den man im Handel bekommt.
Ein Tisch, von Hand gemacht.
Von deiner Hand.
Anfangs war bloß Holz zu sehen.
Roh, unbehandelt, faserig.
Einige Pfosten, mehr an Bauholz erinnernd.
Schwer zu glauben, dass dies jemals so glatt werden könnte.
So fein und schön und wunderbar zu berühren.

Holz ist hart, sperrig, mit starkem Eigenleben.
Holz kann sich aber auch glatt und warm und freundlich anfühlen. Man braucht Zeit zum Tasten und Berühren. Und zum Näherkommen. Im flüchtigen Vorübergehen bleibt sein wahrer Wert verborgen. Holz birgt in sich den Duft des Waldes, den Gesang der Vögel, den Atem der Atmosphäre.
An manchen Tagen sitzen kleine Tropfen Harzes an der Unterseite. Als ob der Tisch weinte. An solchen Tage spreche ich mit ihm. Wir teilen Erinnerungen und wir vergießen gemeinsam unsere Tränen – er seine harzigen, ich meine befreienden.
Dein Tisch ist wie du. Er steht zu seiner Härte und zu seinem scheinbaren Widerstand. Aber wer an ihm Platz nimmt und Zeit investiert, wird sich freuen wie ein Kind über die verborgene Weichheit dieses Tisches. Zaghafte streichen die Finger über die einladend runden Kanten, die glatte Oberfläche und die Zeichnung des Wasserglases. Nur wer in die Knie geht, wird an der Unterseite das Siegel entdecken – Team Hansi – eingebrannt für immer. Was kann uns trennen, wenn uns so viel verbindet ...

Eugenie Fügnerová**Einhundert Jahre auf dem Holz**

An meiner Stelle wird man nicht gefragt, ob man mit will oder nicht. Ich kann mich nicht wehren, ich muss mit. Wenn ich so zurückblicke, dann habe ich aber mit meinen Eigentümern immer Glück gehabt. Vielleicht liegt es daran, dass ich immer in derselben Familie geblieben bin, wahrscheinlich ist es der Hauptgrund und mit Sicherheit liegt es daran, dass ich immer nur Frauen gehört habe. Frauen gehen mit uns anders um als Männer, oder? Ich jedenfalls habe mit ihnen nur gute Erfahrungen gemacht. Ich hatte Glück, das muss ich betonen, denn ich bin der Einzige, der überlebt hat und von sich sagen kann, ich habe zwei Weltkriege erlebt und den Sozialismus und seinen Zusammenbruch. Die Städte Europas, in denen ich gelebt hatte, gehören jetzt – auf meine alten Tage – vier oder gar fünf europäischen Staaten. Ja, ich könnte stolz darauf sein, so viel gesehen und erlebt zu haben. Zugegeben, ich bin es, warum soll ich es verheimlichen? Im Gegensatz zu früher, als ich noch jung war, ist es nicht mehr verpönt, stolz zu sein.

Ja, als ich jung war, das waren noch Zeiten. Oder nicht? Zumindest konnten sich die Menschen um mich herum nicht vorstellen, was wir alles erleben werden. Der Ernst meines Lebens begann im Jahr 1909, da wurde ich in Wien hergestellt. Ich war der größte und höchste und damit der schönste unter den anderen Stücken. Ob ich wohl deswegen überlebt habe und das, obwohl ich aus drei Teilen bestehe, die aneinander gestellt werden? Ich weiß es nicht. Wenn ich schon behaupte, dass ich der schönste war, muss ich auch schon erklären warum. Meine unteren dunklen Mahagonitüren sind mit Kirschholz intarsiert und mit goldenen Zöpfen geschmückt. Die oberen Türen sind verglast und auch mit goldenen Zöpfen verziert. Nichts ist kaputt gegangen in all den mehr als einhundert Jahren und das trotz der vielen Widrigkeiten, die ich erlebt habe.

Wozu es hierzu auch noch einen Schreibtisch gab, er auch aus Mahagoni war und auch so verziert wie ich. Die Deckenlampe darf ich nicht vergessen, sie hing fast die ersten fünfzig Jahre über mir, bestrahlte mich stets so, dass meine ganze Schönheit, vor allem natürlich die goldenen Zöpfe strahlen.

Wir alle zusammen machten ein Esszimmer aus, das die 20-jährige Jenny als einen Teil der Aussteuer erhielt. Damals war das üblich, wenn ein Fräulein aus gutem Hause eine entsprechend gute Partie machte. Dass sie den Bräutigam, einen tschechischen Arzt, vor der Hochzeit im Stephansdom nur einmal gesehen hatte, spielte für die Eltern und den Bräutigam keine Rolle. Was das alles für Jenny und natürlich auch mich bedeuten würde, war damals niemandem klar.

Nach dem Tod des Arztes musste zu Beginn der fünfziger Jahre Jenny aus einer Vierzimmerwohnung in eine Einzimmerwohnung umziehen, denn die Regierung hat genau vorgeschrieben, in wie viel Quadratmetern jeder Mensch leben darf. Glücklicherweise nahm sie mich in die Wohnung am Puschkin-Platz mit, ich war der Einzige aus dem Esszimmer, den sie mitnahm. Das Schicksal der Deckenleuchte ist wohl das traurigste von allen. Stellen Sie sich vor, nur weil sie mit ihren fünf Löwen, die die Lampenschirme trugen, zu groß war und zu viel Licht gab, hat man sie in Prag zur Zeit des tiefsten Stalinismus in einen dunklen Keller eingesperrt. Wahrscheinlich hatte man Angst vor ihrem Licht, es hätte womöglich die Verbrechen dieses Regimes beleuchtet. Irgendwann Jahrzehnte später sollte sie mit mir die große Reise über den Eisernen Vorhang machen. Als man sie holen kam, war sie weg, einfach weg. Jemand hat sie geklaut und mitgenommen, einfach mitgenommen.

Die Reise durch den Eisernen Vorhang. Sie denken, das gibt es nicht? Doch, doch, ich habe es erlebt. Natürlich nicht durch einen Vorhang hindurch, sondern mit dem Zug in einem Güterwaggon von Prag nach München sollte es gehen. Im Winter. Für Holz ist der Winter das Schlimmste. Natürlich nicht für die Bäume, aber uns, die schon bearbeitet wurden, fügen Schnee, Regen und die Kälte Schmerzen zu, die zu Verletzungen führen können, zum Teil unheilbaren Verletzungen. Von Prag nach München sind es an die vierhundert Kilometer, lächerlich, würden Sie sagen. Ich aber war fast drei Monate unterwegs, die meiste Zeit davon irgendwo am Bahnsteig in Eger und dann in Furt im Wald. Warum ich dort lang war? Eben wegen diesem Eisernen Vorhang. Weder die Zöllner auf der sozialistischen Seite noch die auf der kapitalistischen Seite konnten sich vorstellen, dass mich jemand extra aus Prag nach München transportiert. Sie untersuchten alle meine Fächer, nahmen mich fast auseinander. Das dauerte und dauerte, weil sie das nicht auf einmal machten, sondern sich berieten und sich immer wieder fragten: Was will die junge Frau mit diesem Schrank? Da sie nach dem Einmarsch der Russen aus Prag geflüchtet war, war ich doppelt verdächtig.

So eine Tortur habe ich nicht vorher erlebt, nicht bei meiner Reise aus Wien nach Graz. Nicht während des I. Weltkrieges, als ich aus Graz ans Meer nach Sibenik reisen musste, weil dort die österreichische Marine stationiert war und der Arzt dort bei der Marine war. Die meisten Tschechen kehrten nach dem Krieg in den neu gegründeten Staat zurück und so musste auch ich mit, nach Troppau in Schlesien und dann Prag. Für Jenny war das noch schlimmer als für mich. Ich kam in eine fremde Umgebung, sie aber verstand die Menschen nicht. Weder die Sprache noch die Mentalität. Aus Trotz lernte sie die Sprache nicht. Sie wurde als Österreicherin geboren und starb als Österreicherin, das konnte ihr niemand nehmen.

In Prag lebte ich am längsten, oder nicht? Lassen Sie mich nachrechnen, tatsächlich, beinahe lebe ich meine zweite Lebenshälfte schon in Deutschland.

Meine alten Tage verbringe ich in einem Dorf in Thüringen. Dass ich in einem Bauernhof lebe, ist ehrlich gesagt unter meiner Würde. Schließlich ließ mich ein K.-u.-K.-General für seine Tochter anfertigen und nicht irgendjemand, damit ich mein Leben in einem Bauernhof schmachte. Aber wie gesagt, man wird nicht gefragt und letztlich kann ich mich trösten, dass immerhin das Haus, in dem ich lebe, noch ein halbes Jahrhundert älter ist als ich. Das ist mein Trost und natürlich, dass Jennys Enkelin, die kleine Jenny, die auch jetzt schon Oma ist, viel, viel ruhiger leben darf als ihre Großmutter Jenny. Auch wenn sie nicht in Österreich lebt, das ist schade.

Susanne Moser

Dinge
die ich liebe

Auf meiner Bibliothek
Rosenkränze
Geschenke aus
alten Zeiten
wecken Erinnerungen

Muscheln
mit Meeresrauschen
ich seh mich
sie sammeln
als Kind
voll Glück

Steine
als bei uns
noch Meer war
Versteinerungen
mit seltsamen
Mustern

Die kleine Vase
meiner Mutter
die Farbe sie
blättert ab
aber das Goldgelb
leuchtet hell
und lebt

Mein Keramikkreuz
aus Hallstatt
mit goldenen Rillen

alles lebt
alles ist lebendig
alles hat Schwingungen

Amethystdrusen
göttliche Ausstrahlung

Was wird geschehen
mit den Dingen
die ich liebe?

Loslassen

Etwas wird bleiben
vielleicht

Christine Vetter
meine roten schuhe

ich liebe meine roten schuhe
meine mutter ist tot
sie leben
meine mutter ist tot
ich lebe

ich liebe
meine roten schuhe
meine lebenden roten schuhe
sie waren ihr letztes geschenk an mich

Kurt F. Svatek

Diamantener Ausblick

Albin hatte auf dem Klavier eine fast einen halben Meter hohe, durchsichtige Flasche stehen, einstmals in bäuerlicher Umgebung sicherlich zur Aufbewahrung von Most gedacht. Jetzt war der Boden drei Zentimeter hoch mit weißen, blauen und grünen Glaskügelchen bedeckt. Ein ähnliches Arrangement hatte Albin einmal in einem italienischen Hotel erspäht und zu Hause dann nachgeahmt. In dem bunten Gemenge der Glaskügelchen befand sich allerdings auch ein kleiner Rohdiamant, der erst kürzlich dorthin übersiedelt war.

Die Lage war bestens mit Blick auf die Straße und zum Gartentor. So konnte der Dreiviertelkaräter jeden Besucher gleich bemerken. Darüber hinaus gibt es Klavierkonzerte und manchmal eine stille Lesestunde. Die Katze kam täglich mehrmals zu Besuch. Im Winter würde dann zwei Meter vor dem Fenster das Futterhaus für die Vögel stehen: Amseln, Drosseln, Stare, Spatzen, Meisen und Finken jeglicher Art, Stieglitze, Tauben, der Eichelhäher, manchmal sogar der Fasan mit seinem Harem, alles da. Die elektronische Anzeige des Außenthermometers zeigte neben der Temperatur auch Datum und Uhrzeit. Zu Neujahr wäre durch das Fenster sogar ein ganz passables Feuerwerk zu beobachten. Der Diamant war also immer auf dem neuesten Stand der Dinge.

Dabei war das Gebilde in dieser Erscheinungsform nicht viel älter als zehn Wochen. In einem Hochdruck-Hochtemperatur-Verfahren war der von den anderen Bestandteilen getrennte Graphit in einer hydraulischen Presse bei 60.000 Bar und einer Temperatur von über 1.500 Grad Celsius zusammengepresst worden. Unter diesen Bedingungen verwandelt sich der Graphit in vier bis acht Wochen in einen je nach Farbwunsch roten, grünen, gelben oder blauen Rohdiamanten, der dann dem Auftraggeber zur weiteren Behandlung übergeben wurde. Der Rohdiamant konnte jetzt ohne Probleme zu unterschiedlichen Formen geschliffen und in ein Schmuckstück eingesetzt werden, in einen Ring, in eine Brosche, eine Krawattennadel, Ohranhänger oder als Schmuckstein auf Nase oder Stirn einer Frau.

Nur hatte Albin Bedenken, den Diamanten schleifen zu lassen. Denn dann würde von dem Material ja etwas weggeschliffen. Teile, wenn auch winzig kleine, würden mit dem restlichen Staub einfach entsorgt werden. Eine Vorstellung, mit der er sich nicht so recht anfreunden konnte. Der Diamant sollte so bleiben, wie er war. Alles andere konnte er Großmutter nicht antun.

Sie war etwas über 94, als sie an Altersschwäche starb. Das Herz hatte trotz eines Schrittmachers seine Kraft verloren, die Lungen konnten sich von Wasser und Schleim kaum mehr befreien. Ihr Tod kam ohne großes Aufsehen. Mitten in der Nacht, im Schlaf. Großmutter hatte sich schon früh gegen den Wunsch vieler Mitglieder ihrer Familie für eine Feuerbestattung entschieden, obwohl die Familie eine Gruft besitzt. Die ehemalige Kaufmannsfrau betonte stets, dass der für die Bestattung vorgesehene Metallsarg mit zehntausend Euro zu kostspielig wäre. Eine Urne täte es auch.



Roter Hut aus St. Gallen

Nur die Urne, die dann letztlich in der Gruft ausgesprochen feierlich bestattet wurde, war leer. Man stelle sich den Trauerzug vor: zuerst das Kreuz mit schwarzem Trauerflor, der Pastor, dann der Urnenträger, ein Angestellter der Bestattung mit dem Blumengesteck und dahinter die ganze Mischpoke, die nichts ahnend mit Blümchen in den Händen hinter einer leeren Urne einherschreitet.

Das heißt, einer wusste natürlich schon davon: Albin. Er zitterte auch dementsprechend der Beisetzung entgegen. Wenn der Urnenträger das Gefäß nur sorgsam behandelte. Nicht auszudenken, wenn ein Mitglied der Verwandtschaft das Behältnis öffnen lassen wollte, um vielleicht die Asche zu sehen.

Denn diese war schon vor Tagen mit der Linienmaschine in die USA geflogen worden. Dort sollte der Kohlenstoff aus der Asche eben in einen Diamanten verwandelt werden. Das war Großmutter's Wunsch, mit dessen Erfüllung sie Albin aber auch das niederländische Bestattungsinstitut beizeiten beauftragt hatte. Hierzulande war eine derartige Bestattungsform damals nämlich noch verboten gewesen. Deshalb hatte auch nach der üblichen Verabschiedungszeremonie in der Heimatstadt die Einäscherung in den Niederlanden stattgefunden.

Großmutter wollte also in Form des wertvollsten Kohlenstoffes, den es gibt, des Diamanten, weiter in der Familie existieren. Dass sie das aber vorher nicht so ohne weiteres allen ihren Lieben beibringen konnte, lag wohl auf der Hand. Sie wollte nicht in einer trostlosen, finsternen, feuchten Gruft verharren müssen, sondern mitten unter den Lebenden bleiben, vielleicht irgendwo im Wohnzimmer nahe dem Fernsehapparat, dem Bücherkasten oder im Regal mit den Miniaturen aus Bleikristall.

Einige Wochen später hatte Albin das Päckchen mit dem goldgelben Dreiviertelkaräter tatsächlich zugesandt bekommen und dachte nach, wie es mit Großmutter weitergehen sollte.

Als Ring verbrachte sie womöglich dann fast das ganze Jahr über in einer finsternen Schmucklade. Als Schmuckstück des Vorzimmerspiegels, das hätte er wohl erklären müssen, außerdem hätte sie den Hutfetischismus seiner Frau zu ertragen gehabt.

Am Badezimmerspiegel würde Großmutter die verdatterten Morgenblicke kaum ertragen, ebenso nicht die etwas üppig geratenen Schminkversuche der beiden pubertierenden Töchter. Darüber hinaus lag der Spiegel in Sichtweite der Dusche. Und sich täglich nackt vor Großmutter zu duschen, fand Albin auch nicht gerade schicklich. Ebenso nicht, die Großmutter als Schlüsselanhänger in der Hosentasche spazieren zu tragen. Aus der Schreibtischlade des Betriebes würde der Edelstein womöglich gestohlen werden, das war sicher. Außerdem wollte Großmutter ja Familienanschluss.

Der Platz auf dem Klavier, wenn auch inkognito, war da sicherlich der schönste.

Traude Maria Seidelmann

Zeichen

Es gibt Zeichen – ich sage nicht Wunder! –
Die Dinge sind treulich. Sie stehen uns bei.
Verloren fühlte ich mich in der Zeit,
eingeschlossen in der Nachtwelt, in Schnee
und Schweigen seit Tagen. Vergessen.
Da fing es leise an, knisternd – ich
schwör's euch, so war es! – Die Uhr
an der Wand, die seit Jahr und Tag schwieg,
nur mehr Müll für den Meister, die Uhr
hob zu ticken an! Sanft und stetig.
Du bist nicht allein!
Die Mutter muß hier sein! Hat ihre Uhr
aufgezogen, ja, denn du weißt doch:
Die Mutter liebte die Stille nur
mit dem Ticken einer Uhr
Wie sie gerne sagte.
Glaubt mir, so war es. Die Dinge sind treulich. Sie stehen uns bei.

Elfriede Bruckmeier

Vielleicht die blaue Flasche ...?

Letzte Nacht habe ich von der Schale mit dem blauen Rand geträumt. Mir war, als wollte sie etwas sagen ... Ich muss erreichen, dass diese Schale von innen heraus leuchtet. Vielleicht sollte ich den Lichteinfall ändern, dann würde der Schatten in der Diagonale verlaufen ... Ob ich die Flasche blau übermalen soll? Die Kanne sagte mir schon, wohin sie gestellt werden will, es war der einzig richtige Platz.

Ein Gegenstand ist mir besonders ans Herz gewachsen: die weiße Flasche aus Muranoglas, bauchig, mit senkrecht verlaufenden Rippen und einem Wulst an der Stelle, an der sie sich zum Hals hin verjüngt. Ich male sie oft, diesmal zusammen mit einer kleinen Karaffe, die sich vertrauensvoll an ihre große Schwester lehnt. Um das Gleichgewicht zu erhalten, stellte ich einen ziegelroten Becher an die rechte Seite. Licht und Schatten sind perfekt verteilt! Ich bin zufrieden.

*

Meine Schwestern sind zu robust! Sie sind sehr fürsorglich, aber leider haben sie keine Ahnung von Kunst. Theresa meinte doch tatsächlich: „Warum malst du keine frischen Blumen, diese Papierblumen sind schon ganz staubig!“ Ihretwegen mache ich mir Sorgen um meine Modelle: Töpfe, Schalen, Kannen, Vasen, Flaschen, Dosen, eine Hutschachtel ist dazugekommen, irgendwann. Dina hat neulich beim Säubern etwas zerbrochen und weggeworfen. Seither habe ich ihr verboten, die Gegenstände auf den Borden abzustauben, der Staub ist ein wichtiger Bestandteil meiner Arbeit.

*

Damals, als in der Stadt Bologna die Bomben fielen, habe ich die Muscheln gemalt, die ich als Kind gesammelt habe. Eine sieht aus wie ein menschliches Ohr. Sie sind so kostbar, keiner durfte sie je berühren, nur meinem Bruder gestattete ich manchmal, damit zu spielen. Der Arme, er ist nur elf Jahre alt geworden. Ich muss jetzt immer öfter an ihn denken.

Ein paar Bilder haben die Deutschen mitgenommen, die sind nie wieder aufgetaucht.

*

Ich liebe meine Brille, sie ist mir unentbehrlich. Lieben wir nur, was uns nützt? Im Alter sicherlich ... Auch wenn man mir die Zigaretten wegnehmen würde, könnte ich nicht mehr malen. Ich habe Schmerzen in der Brust, aber das kommt sicher nicht vom Rauchen ... Neulich habe ich im Lexikon das Wort „Emphysem“ nachgeschlagen, es klingt bedrohlich! Ich bin aber nicht krank, nur alt, ich werde einfach schneller müde. Gestern habe ich gar nicht arbeiten können, nur betrachten. Doch jetzt geht es mir wieder besser.

*

Die Pendeluhr ist stehen geblieben, ich werde sie nicht mehr aufziehen. Ihre Form ist wunderschön, aber sie soll keinen Lärm machen, das stört mich beim Denken – die Stille ist so beruhigend. Manche Menschen fürchten die Einsamkeit, ich liebe sie, nur so kann ich arbeiten. Und ich arbeite nun wieder jeden Tag. Seit ich nicht mehr unterrichte, sehe

ich kaum noch Menschen, mit Ausnahme meiner Schwestern natürlich. Ich habe Dina und Anna gebeten, mir das Bett ins Atelier zu stellen. Sie sagten sofort, dass die Terpentinindämpfe schädlich wären. Nun gut, werde ich eben nur noch Aquarelle malen ... Das Blatt, ein dickes, raues Aquarellpapier, wird mir gute Dienste leisten. Gleichwertig nebeneinander will ich diesmal drei Dinge anordnen.

Die Arbeit geht voran!

Lange blicke ich auf das Blatt mit den zwei Flaschen und der Kanne im Zentrum: es ist gut!

Ich schreibe meinen Namen darunter: Morandi

Brigitte Meissel

Verbundenheit

Ein kleiner, neuer Laden? Mich faszinierte, was der Künstler in seinem Mini-Schaufenster zeigte! Sollte ich eintreten, fragen? Vielleicht könnte er ...

Mehrere vergebliche Versuche bei anderen Goldschmieden hatten mich mutlos werden lassen. Dieser Meister war nicht alt, nicht feingliedrig wie seine floralen Gespinste hätten erwarten lassen. Er war ein freundlicher Riese mit versonnenem Gesichtsausdruck und ungewöhnlich großen Händen. Mit einiger Verlegenheit deutete ich an, was ich eventuell von ihm wünschte. Ich erwartete, er würde naserümpfend den Kopf schütteln wie seine Kollegen vor ihm. Doch er bot mir einen Stuhl an, betrachtete wortlos und interessiert, was ich vor ihm ausbreitete und ihm zumuten wollte. Dann sagte er: „Erzählen Sie mir die Geschichte.“

Verblüfft dachte ich: „Dieser Mensch hat offensichtlich nichts zu tun.“ Er aber lächelte, setzte sich mir gegenüber und wiederholte: „Bitte! Alle meine Stücke haben eine Geschichte!“

„Da muss ich aber weit ausholen“, antwortete ich immer noch verwundert. Er nickte mir aufmunternd zu.

„Also gut: Ich arbeite schon lange für und in Afrika. Jedes Jahr fliege ich mit meinem Mann nach Kenia. In früheren Jahren leisteten wir uns zum Akklimatisieren öfter eine Woche Safari im nördlichsten Teil der Serengeti. Wir waren immer mit derselben Crew unterwegs, immer im Zelt, immer auf wilden Pisten, aber auch zu Fuß unterwegs. Einmal, es ist Jahre her, am frühen Morgen einer Vollmondnacht, erwachten wir vom vielstimmigen Gelächter kampflustiger Hyänen – sehr nahe. Die Laute waren uns vertraut. Zugleich wisperte jemand am Reißverschluss unseres Zeltes: „Kommt schnell, nehmt die Ferngläser mit! Haraka, Haraka (rasch).“ Wir griffen im Dunkeln nach den Ferngläsern und schlüpfen ins Freie.

Unser Zelt stand dicht am tansanischen Ufer des Sand-River, unter einem mächtigen Wildfeigenbaum. Am gegenüberliegenden, kenianischen Ufer fand in etwa 80m Entfernung ein schrecklicher Kampf statt – oder war schon beendet. Eine Löwin wälzte sich röchelnd im Gras der Savanne. Unweit stand beunruhigt eine Gruppe Zebras, die sich nur wenig von der Löwin entfernt hatte, sie aber nicht aus den Augen ließ.

Maina, der Ranger, der uns geholt hatte, flüsterte: „Die Löwin ist verletzt! Ein Zebra hat ihr mit dem Huf einen kräftigen Schlag in die Wirbelsäule verpasst, als es sie von seinem Rücken abgeschüttelt hat. Sie kann ihre Hinterläufe nicht mehr bewegen.“ „Entsetzlich, sie ist querschnittgelähmt!“, flüsterte ich schauernd zurück.

Das Hyänenrudel näherte sich der Löwin geduckt auf beängstigende Weise mit Gekeisch und Gier. Ein schrecklicher Anblick. Doch hatten auch die wenigen anderen Zeltgäste und die gesamte Crew mit dem Safarileiter das Geschehen beobachtet. Die Männer waren schon mit Fackeln und Glutscheiten aus dem Küchenzelt im seichten Fluss und erkletterten das jenseitige Ufer. Lärmend und fackelschwingend rannten sie auf das Rudel der Hyänen zu, um sie von der Löwin fernzuhalten. Es gelang! Zebras und Hyänen ergriffen fürs Erste die Flucht.

So standen wir, ein Häuflein hilfloser Menschen, bei Sonnenaufgang in tiefem Mitleid und gebührendem Respektabstand um das leidende Tier. Was nun? In Kenias Naturservaten darf niemand jagen, niemand außer den staatlichen Rangern eine Waffe tragen und kein Tier darf von Menschen getötet werden! Unter gar keinen Umständen!

Der Safarileiter meldete den Vorfall via Funk, erhielt den Auftrag, den Gesetzen der Natur ihren Lauf zu lassen und sich von der Löwin zu entfernen. Das wollte, konnte niemand von uns akzeptieren. Ein Feuerring um die Löwin bei Nacht und die tapfere Crew haben an folgenden Tagen die Löwin unausgesetzt bewacht und beschützt, bis sie verendete. Das allerdings erfuhren wir erst ein Jahr später, weil wir an diesem Tag nach Norden weiterreisen mussten, wo wir schon dringend erwartet wurden. Die tote Löwin wurde von der Crew in einer Mulde unter schweren Steinplatten begraben. Wir besuchten ihr Grab ein Jahr danach. – Ein Foto davon gibt es noch.

Einige Jahre später besuchte uns Maina, der längst unser Mitarbeiter und Freund geworden war, in Wien. Bei seiner Ankunft trug er seine Safarikappe, in der er eine Löwenkrallen verborgen hatte. Er überreichte sie mir feierlich als Geschenk und Erinnerung. Heimlich hatte er der Löwin eine Krallen gezogen, als die Crew sie begraben hat. Für mich.

Es ist strengstens verboten, aus Kenia irgendein tierisches Material auszuführen!

Ich muss noch erwähnen, dass unsere afrikanischen Freunde mich „Mama Simba“ (Löwin) nennen. Jeder Weiße erhält auf Safari einen Spitznamen von der Crew. Seit einigen Jahren nannten sie mich so und tun es heute noch, weil ich die Löwen immer schon vor den Rangern erspäht hatte. Der Koch verriet mir aber noch eine weitere Bedeutung: Weil ich ein starkes Herz für die Kinder Afrikas habe. Jeder Weiße erhält auf Safari einen doppeldeutigen Spitznamen. Das allerdings erfährt der Gast selten.

Nun habe ich die Krallen und eine goldenen Kette. Jeder bisher gefragte Goldschmied hat mir erklärt, man könne die Krallen nicht fassen, weil das Hornmaterial nicht heiß werden darf, die Krallen würde brennen.

Damit beendete ich meine Geschichte und sah mein Gegenüber gespannt an. Nach einer Weile sagte der Meister: „Erstaunlich!“ Und nach einer weiteren Pause: „Natürlich kann ich Ihre Löwenkralle fassen!“ Er stand auf, holte Papier und Bleistift und zeigte mir, wie er, mit meinem Einverständnis, einen Anhänger fassen und gestalten würde.

Drei Wochen später überreichte mir der Goldschmied ein elegantes Etui mit der schlicht gefassten Kralle und der entsprechend gekürzten goldenen Kette. Meine Freude schien auch die seine zu sein.

Der Künstler wurde mir zum Freund. Obwohl er längst nicht mehr in dem kleinen Laden in meiner Nähe werkt, halten wir Kontakt. Die von ihm in Gold gefasste Löwenkralle mit einer Träne, wie sie die sterbende Löwin geweint hat, trage ich täglich um den Hals. Sie wurde mir zum immerwährenden Zeichen der Verbundenheit mit Afrika, seinen Menschen und seinen Tieren.

Michael Stradal

„Hi, hi – wer bin ich?“

(Eine fast wahre Geschichte)

Ob nun Dinge, welcher Natur auch immer, tatsächlich ein Leben haben, dann sicher nur ein schwer erkennbares oder eines, welches einem erst nach einer gewissen Zeitdauer klar wird.

Mein Computer beispielsweise scheint in meine Frau verliebt zu sein, denn immer, wenn sie ihn einschaltet, startet er stets schnell und problemlos, während er bei mir ständig irgendwelche Updates installieren muss. Hingegen dürfte unsere Pendeluhr eher mir zugetan sein. Sobald ihr die Energie ausgegangen ist, scheint sie schon zu ahnen, wer von uns sie wieder aufziehen wird. Bin ich es, dann befinden sich die Zeiger stets in einer Stellung, welche die beiden Löcher für das Uhrwerk und das Schlagwerk frei zugänglich lässt. Meine Frau hingegen muss – was sie überhaupt nicht liebt – ständig per Hand einen oder sogar beide Zeiger mühsam zur Seite drehen, um das altherwürdige Ding aufziehen zu können. Nur Zufall? Ich habe für die Pendeluhr meiner Vorfahren mehr Hingabe als meine Frau, die dafür eine begeisterte Computerbenutzerin ist, die diesen sorgsam hegt und pflegt und vor allem fast täglich abstaubt.

Mag man beim Computer und der Pendeluhr bezüglich ihres Innenlebens vielleicht noch unschlüssig sein, so gibt es beim „Hi, hi – wer bin ich?“ überhaupt keinen Zweifel. Dieses besondere Ding hat ein Leben. Kein geheimes, sondern ein deutlich merkbares.

Bei diesem „Hi, hi – wer bin ich?“ handelt es sich um eine etwa zehn Zentimeter große Miniaturbüste eines Mannes, den eine charakteristische Allongeperücke ziert, wie sie bedeutende Persönlichkeiten um das Jahr 1700 zu tragen pflegten. Das Figürchen, seit Jahrzehnten im Besitz naher Verwandter, ist nicht besonders fein geschnitzt, aber doch nett anzusehen und thront auf einem schwarzen Miniatursockel. Man sucht vergeblich nach einem Hinweis auf die Identität. Das winzige Gesicht ist keineswegs eindeutig – es könnte sich am ehesten um Bach, Händel, Voltaire oder um einen französischen Ludwig-König handeln.

Im Laufe von Jahrzehnten haben ihn fast alle engen und weiteren Verwandten sowie unzählige Freunde und Bekannte in ihren Händen gehalten, ihn gedreht, gewendet, ihn mit der Lupe beäugt, um letzten Endes doch resignierend festzustellen, dass man nichts Genaues sagen kann. Da man bei genauerer Betrachtung – und einiger Fantasie – wegen winziger Risse im Gesicht des Dargestellten den Eindruck gewinnen konnte, er lächle ein wenig, bekam er eines unbekanntes Tages den schadenfrohen Namen „Hi, hi – wer bin ich?“.

Irgendwann verlor er aber an Attraktivität, stand wenig beachtet auf dem Schreibtisch herum, wurde hin und her geschoben, mal hier, mal dort hingestellt, doch überall war er zu guter Letzt deplatziert. Er passte weder in den Biedermeierkasten, zwischen Gläser und Silber, noch aufs Klavier, wo er sich neben einer imposanten Beethovenstatue eher

mickrig ausmachte. Es gab auch Zeiten, in denen er überhaupt nicht sichtbar war, weil ihn jemand achtlos in eine Lade gelegt hatte, um Wochen später – Wo ist denn eigentlich der ‚Hi, hi – wer bin ich?‘ – stundenlang gesucht zu werden. Jahrelang verblieb er daher auf der Anrichte, wo er verstaubte.

Eines Tages stand der Entschluss, ihn loszuwerden, fest. Nein, er sollte nicht achtlos weggeworfen werden. Dazu war er zu würdig. Man hatte vielmehr eine elegantere Entsorgungsmethode gefunden.

Befreundete Ehepaare waren für Silvester eingeladen worden und es sollte – um die Zeit bis Mitternacht kurzweilig zu gestalten – das Fischerspiel für Kurzweil sorgen. Ein bekanntes und weit verbreitetes Unterhaltungsspiel für Kinder. Die Angel besteht aus einem Staberl mit einer Schnur und einem großen Haken daran. Eine sechseckige, geschlossene Pappendeckelkonstruktion mit bunten Wassermotiven dient als Teich, in welchem sich bunte Kartonfische mit einem Ring am Maul befinden. Der zirka 15 cm hohe Teich steht auf dem Tisch und der Angler darf natürlich nicht hineinsehen, wenn er versucht, durch gefühlvolles Hin- und Herziehen seiner Angel einen Fisch an den Haken zu bekommen.

Der Plan sah nun vor, diese Fische durch kleine Pakete mit Überraschungen zu ersetzen. Ein Stück Schokolade, ein Lippenstift, ein Salzfass, eine 5-Schilling-Münze, ein Radiergummi und Ähnliches. In einer dieser Überraschungen steckte der ‚Hi, hi – wer bin ich?‘. Fein säuberlich verpackt, verschnürt und mit einem Ring versehen, damit man ihn recht bequem aus dem Teich holen konnte.

Der Abend wurde zum großer Erfolg, das Fischen war für die Gäste sehr unterhaltend und für uns zusätzlich spannend, wer heute den ‚Hi, hi – wer bin ich?‘ mit nach Hause nehmen würde?! Doch leider: Die Hausfrau hat ihn gefischt – womit er weiterhin im Familienverband verblieb, weil er – das wissen wir heute – einfach keinen neuen Besitzer haben wollte.

Also stand der geheimnisvolle ‚Hi, hi – wer bin ich?‘ weiterhin herum, musste abgestaubt werden und passte nirgends richtig hin, bis es zum neuerlichen Beschluss kam, ihn loszuwerden.

Wiederum war an ein achtloses Wegwerfen nicht zu denken. Es wurde vielmehr einem Pfarrflohmarkt gespendet. Da gab es kein Risiko, ihn plötzlich wieder zurückzubekommen. Gesagt, getan! Weg war er.

Doch es sollte anders kommen. Das geheime Leben des ‚Hi, hi – wer bin ich?‘ hatte sich bald gemeldet, denn es schien ihm in seiner neuen Umgebung nicht gefallen zu haben, weshalb er kurzerhand beschloss, in sein früheres Domizil zurückzukehren. Das mag unglaublich klingen, aber es war so. Auf einfache, aber dennoch höchst geheimnisvolle Weise.

Beim Bürgerball in der Nachbargemeinde hatte es im darauf folgenden Jahr eine Tombola gegeben und die Verwandtschaft erstand fünf Lose. Vier davon waren Nieten, für das fünfte (!) Los aber – jenes mit der Nummer 168 – wurde, begleitet von Glückwünschen, eine Miniaturbüste eines Mannes übergeben, den eine charakteristische Allon-

geperücke ziert. Ohne Namensaufdruck. Es hätte Bach, Händel, Voltaire oder ein französischer Ludwig-König sein können.

Damit ist er wieder heimgekehrt und lächelt jetzt irgendwie anders als vorher. Vielleicht spürt er auch, dass er nun mit anderen Augen gesehen wird. Er gehört jetzt auf ewig zur Familie, und wehe jener Generation, die ihn wieder einer Tombola oder einem Flohmarkt spendet.

Er wird zwar immer noch als ‚Hi, hi – wer bin ich?‘ bezeichnet, aber es besteht kein Zweifel mehr, dass es sich um Johan Sebastian Bach handeln muss. Es kann doch kein Zufall sein, dass er mit der Nummer 168 als 5. Los gewonnen wurde. Noch deutlicher kann er sich ja nicht outen. Die Ziffern 1-6-8-5 zeigen exakt sein Geburtsjahr.

Nun steht er ganz vorne in der Vitrine, zwischen geschliffenen Weingläsern, Silbersachen und dem Porzellanservice. Auf einem Ehrenplatz! Den hat er sich ja redlich verdient, der treue ‚Hi, hi – wer bin ich?‘



Mein altes Fernseh-Eulenlämpchen

Eva Kraft Streit der Bestecke

Eines Tages war ein Streit unter den Besteckteilen entstanden. Sie lagen akkurat wie stets neben dem Porzellanteller ausgerichtet, als die Gabel mit einem Mal das Wort an den Löffel richtete.

Eigentlich, sagte sie, bist du vollkommen unnützlich – mit dir kann man weder etwas zerteilen noch aufspießen. Wir beide, mein Kompagnon, das Messer und ich, ergänzen einander perfekt. Das Messer zerkleinert, schickt *mir* die Bissen mundgerecht zu, ich brauche sie dann lediglich in den Mund des jeweiligen Essers zu befördern. Die flüssigen Speisen könnte man ja direkt aus den Tellern schlürfen, wozu also gibt es dich?

Ha – giftet der Löffel hämisch zurück. Du mit deinen spitzen Zacken. Man weiß ja, wie oft du schon einen Esser verletzt hast. Zudem habe ich nur *eine* Anwendungsart, bei dir weiß der Mensch ja nie, ob er die Zacken nach oben oder unten richten soll. Wie oft schon ist der Bissen am Weg zum Mund zurück auf den Teller gefallen und hat dabei den Speisenden beschmutzt.

Ich, mischte sich nun das Messer ein, bin von uns Dreien am besten dran. Ich bin überall zu gebrauchen. Ich schneide, zerteile, kann schälen, streiche Butter auf Brot, und viele meiner Kollegen werden für die Schnitzkunst verwendet.

Ja, wie ich schon sagte, meinte die Gabel nun wieder besänftigt, wir sind einfach das perfekte Paar, schließlich liegen wir ja auch benachbart in der Schublade, ... und – wendete sich nun der Löffel an das Messer, von deiner Mordlust sprichst du wohl nicht.

Nun ja, gab das Messer etwas kleinlaut zu, es ist der Mensch, der mich zum Töten degradiert. Ich persönlich bedaure dies zutiefst. Sollten wir aber nicht diesen unnützen Streit beenden, ich höre, dass die Hungrigen nahen, also seien wir doch still.

Das letzte Wort beeilte sich nun der Löffel zu haben. Ihr werdet erst klüger geworden sein, wenn ihr die, meine Weisheit, mit *mir* zu euch genommen habt.

Und mit einem zufriedenen Glanz in seinem ovalen Gesichtchen wendete er sich von den beiden ab und den Herbeitretenden zu.

Schaut doch, sagte einer der ankommenden Gäste, wie genau man wieder das Besteck postiert hat. Ja – äußerte sich ein anderer, auf Hochglanz poliert und exakt ausgerichtet, man könnte meinen, es wäre ein Kunstwerk, das man hier kriert hat. Seht nur, der Löffel scheint uns ja direkt anzulachen. Jedenfalls, Guten Appetit!

Eduard Meisel

Der Glasvogel

Auf den wippenden, wiegenden Zweigen des Baumes sitzen Tauben und suchen gurrend das Gleichgewicht.

Aus diesem geraten sie ein wenig durch die Erscheinung eines seltsamen Neuankömmlings.

Sirrend war ein gläserner Vogel in schraubenden Bögen aus dem weißgrauen Himmel herabgeflogen und hatte im emporgereckten Geäst zwischen Amseln und Tauben Platz genommen.

„Sirrr“, sagt der Vogel, wendet anmutig den geschwungenen Hals und zupft mit seinem schmalen, gebogenen Muranoschnabel einige Glasfäden seines rechten Flügels.

Und da kann man ganz deutlich sehen, daß Sirrr – so heißt der Vogel nach dem Geräusch, das er beim Fliegen verursacht – verletzt ist.

Der Glasvogel hat einen gut verheilten, kaum sichtbaren Sprung. Der Sprung reicht von oberhalb des rechten Auges nach hinten und wendet sich in der Rückenmitte nach links, um in der Spitze desselben Flügels zu enden.

„Sirrr möchte nur ein bißchen ausruhen“, erklärt der Gläserne.

„Wieso ein bißchen? Wieso ein bißchen?“ fragen die Amseln einladend.

„Nur ruh'n! Nur ruh'n!“ nicken die Tauben verständnisvoll.

Es erhebt sich munteres Gezwitzcher. Die Vögel unterhalten sich prächtig.

Ob es noch andere seiner Art gebe, fragen sie den Glasvogel. Oh, ja. Der Himmel sei voll davon. Aber, da sie aus feinstem Glas, könne man sie nicht sehen.

Das Licht der Sonne durchdringe sie ebenso wie der Schatten der Wolken. Nur im Regenmeer vermeine man sie wahrzunehmen, wenn sie, Luftblasen gleich, aufsteigen und sich über den Schauern platzend im Gleißeln verlieren.

Und nachts seien sie den Sternen ähnlich, badeten in fahlem Licht oder verharrten in tiefblauem Schweigen.

Die Tauben schweigen kurz in plusterndem Grau, die Amseln in Schwarz und in Braun. Ein wenig neidisch, aber nicht mißgünstig.

Sie wollen wissen, ob es für die Durchsichtigen ebenso wie für sie wichtig sei, zu sein. Nicht wie, sondern daß.

Oh, ja. Aber die eigentliche Aufgabe der Glasvögel bestehe darin, Träume durch Raum und Zeit zu fliegen. Gedankenschnell.

Sirrr zupft ein paar Glasfäden seines linken Flügels zurecht. Eine junge Amsel pickt neugierig mit ihrem harten Schnabel auf den Glaskörper des fremden Vogels.

Dem tut dies jedoch nichts. Und auf die fragenden Blicke wegen des Sprungs erklärt Sirrr, daß Glasvögel mehr aushalten, als man ihnen allgemein zutraue.

Sein Sprung zum Beispiel rühre daher, daß er als Junges bei familiärem Gerangel aus dem Nest gefallen sei. Aber, statt zu zerbrechen, habe er bloß einen Sprung davonge-

tragen. Dieser mache ihn nun besonders widerstandsfähig, weil der Sprung die gefährlichen Spannungen des Glases aufhebe.

Schnabelhiebe, Steinschlag und Abstürze können einem Glasvogel kaum etwas anhaben.

Die Tauben und Amseln sitzen still und spreizen behaglich ihr Gefieder im milden Sonnenschein.

Der gläserne Vogel hatte sich unbemerkt erhoben, und mit ihm ein Lufthauch.

Sirrr.

Gerald Jatzek

Ernst an der Wand

1.

Tatsächlich ist einmal einer aus seinem Bett gesprungen am Morgen und war froh. Die Sonne verdampfte das Wasser über Realwiesen, die Arbeitslosenquote lag unter zwanzig Prozent, ja nicht einmal Säureregen war während der Nacht über den Firnis geronnen. Den Angaben auf der Packung konnte man entnehmen, dass sogar der Bleigehalt der Milch gesunken war. Es war ein Tag zum Verteidigungsminister-Erschießen, obwohl man das selbstverständlich von jedem Tag sagen könnte.

So sanft waren die Küsse, mit denen der Fröhliche die Forsche weckte, dass sie sich aufrichtete ohne im Reflex unter den Kopfpolster zu langen. Hand in Hand und ohne Virenschutz traten sie aus dem Haus.

Die aufsteigenden Dämpfe ließen sie schwindeln. Gott war nicht zu sehen. Gott, der selten, doch innig Geige spielte. Gott, der manchmal auf allen vieren kroch und patriotische Lokführer als Päderasten verfluchte. Gott, der ihnen schon lange abhanden gekommen war.

„Es ist wie ein Traum“, sagte der Fröhliche zwischen zwei Hustenanfällen.

„Ein Traum ist eine Frau, die vom Baum fällt“, antwortete die Forsche und zog ihn mit sich.

2.

Sie landeten auf kaltem Stein, auf einer endlos scheinenden, schimmernden Fläche von schwarzen und weißen Marmorfliesen, deren Anordnung die Trostlosigkeit deutsch-amerikanischer Entwicklungsromane vermittelte.

Neben ihrer Welt entdeckten sie weitere, die sich links und rechts erstreckten, rechteckig eben, wie die Natur es vorschreibt, in Größe und Farbe jedoch so unterschiedlich wie eines vom anderen.

„Und alles von einem Schöpfer“, murmelte der Fröhliche.

„Wer sagt das?“ fragte die Forsche, die dem Eingottglauben so fremd gegenüberstand wie eine Zeder. „Weshalb einer? Weshalb keine Familie, keine Gruppe, kein Collège?“

„Man hört es“, verteidigte sich der Fröhliche mit der Überzeugung einer Erinnerung an verschlissene Schulhefte. Doch was man tatsächlich hörte, waren dröhnende Schritte, die rasch näher kamen.

Eine Hand hob die beiden vom Marmor und stellte sie zurück. Die Hand gehörte zu einem Wesen, das eine blaue Kappe mit goldener Aufschrift trug und dessen Bewegungen den Gedanken nahelegten, es könne auch auf allen vieren noch vorschriftsgemäß Haltung annehmen.

3.

Ein Vogel, von dem manche behaupten, er habe eine Stimme wie er selbst, flog in Richtung Madagaskar, ohne von der Stelle zu kommen. Selbstverständlich war er der letzte seiner Art.

Der Fröhliche und die Forsche standen unter ihrem Himmel. Sie trugen noch immer keinen Virenschutz, obwohl bereits die ersten Betrachter gegen den Firnis husteten, die wie immer wichtig blickten, oft mit einer Spur von Ehrfurcht aber nie auf allen vieren, nie an einem Kronleuchter schaukelnd.

„Es gibt doch nichts Schöneres als das Leben“, stellte der Fröhliche fest.

Die Forsche fixierte einen Beobachter, bis er sich abwandte. „Glaubst du, dass es uns auch einmal erwischt?“

„Nein“, antwortete der Fröhliche. Er kletterte aufs Dach. „Es sind doch immer die anderen, die sterben.“

Philo Ikonya

Unter der Blüte

Zugegeben, ich war dünn und schwächlich, aber am Leben. Da war ein Knacken nach dem anderen in mir. Hätte ich Augen gehabt, könnte ich berichten, was ich sah. Doch an diesem Ort meiner Welt gibt es keine. Nur über mir sind welche. Menschaugen, die zärtlich lächelnd auf mich blicken. Das entzückt das Gemüt. Liege ich, eine Blume, nach einem Todesfall vor, ist man bereit, Sorgen zu vergessen. In solch einem Augenblick werde ich zur Seele, doch gesehen wird bloß eine Blume.

Ich war nur durstig, warum, konnte ich nicht sagen. Ich hing an den kleinen Erdkrumen, die einander sehnsuchtsvoll im Boden umklammerten. Noch waren sie feucht, wurden aber ständig trockener. Nach einigen Tagen schienen sie nur aus Staub zu bestehen. Ich hatte keine Ahnung, was auf dem Boden lastete und uns zusammenschob. Ich suchte Halt, wie dies eine Seele täte, wenn alles zerfällt. Mit meinen vielen kleinen Armen krallte ich mich in den pulvrigen Boden, der für einige die Hölle gewesen wäre. Es war so heiß. Ich kochte. Ich hörte:

Ohruuuuu tropf, tropf, tropf, tropf. Tap, tap, ta, ta, ta. ta. Horuuuuuuu tap, tap, tap, tap!
Ich kam mir vor, als triebe ich mit meinen kleinen Lebensthemen zwischen den Teilchen des brechenden Bodens rudelnd und trudelnd umher. Die Bewegung war in ihrer Leere reich. Nässe. In dieser driftete ich. Ein wenig Erde verhinderte, dass ich von meiner Mutterwurzel wegbrach. Ich bedeckte mich ein wenig besser und meine Seele fühlte Leben und Glück.

Entlang des Schaftes rieselte etwas Warmes herunter. Ein Sonnenstrahl. Sofort fühlte ich mich dem Universum verbunden. Raum für solche wie mich gab es in Fülle. All diese zerbrechliche Sanftmut rührte mich an. Ich aß von ihr. Sie war einfach nur schön und voll Nahrung und Luft, beides brauchte ich dringend. Wer übte von oben Druck aus? Ich verstärkte meinen Griff. Ich aß vom unterschiedlichen Grün, das mir warm vorkam. Woher bezog es seine Wärme, fragte ich mich? Entstieg sie der Verwesung? Ich wurde dicker. Alles wurde wieder trocken, aber jetzt war ich innig mit meiner Mutterwurzel verbunden. Nun durfte ich wagen. Ich konnte nicht abgeschnitten werden. Jede Seele war ein Universum, ein einzigartiger Vers im Verborgenen.

Dank meiner grünen Blätter konnte ich mich ohne Unterlass am Licht laben. Einige vorbeigleitende Wesen würden gerne mich fressen, doch sie verabscheuten den mir eigenen Saft. Die Würmer und ich schloßen Freundschaft, sie zogen weiter, um anderes zu verzehren. Langsam begeben sich zu meinen Mineralien. Mutter wird rund. Vater nannte sie einmal Pfahlwurzel, das habe ich gehört. Schön zu sehen, wie sich die zwei ineinander verflechten. Ich wüchse und werde mir bewusster, sagten sie, als ich meine Nase bog und eine Form annahm, um mich noch tiefer in der Erde zu verhaken.

Aus meinen Boden gezogen zu werden, hasse ich. Den elterlichen Stamm habe ich über Triebe reden gehört, und wie gefährlich es ist, wenn diese im Licht sprießen. Nicht die Strahlen töten, sondern die Hände der Menschen. Sie nehmen dir die Blume. Die Triebe

unserer familiären Würde, sagen sie, werde draußen von den Menschen als Blume bezeichnet. Diese schneiden sie gerne ab, sie trennen die Blume unseres Lebens ab, wie sie in einigen Dörfern die Klitoris mancher Frau wegschneiden.

Sie schneiden unsere Blütenköpfe und stecken sie in saubere, nette Vasen voll Wasser und Chemikalien, um uns in ihren Häuser zu betrachten. Vor allem dann, wenn sie feiern. Es ist grässlich, in der Nähe des Bodens zu sein und in ihm nicht mehr wurzeln zu können. Ein wenig Erde sollte man stets bei sich haben, solange die Welt dein ist. Ich wünschte mir, mir wären die kleinen Ohrwurzeln nicht gewachsen, um das alles mit Tränen zu hören.

Was? Wir drängen uns hier und irgendjemand besprüht unsere Triebe mit Chemikalien. Nicht allein das störte meine Eltern. Manche Babys im Schoß der Frauen, die uns mit Sprays bearbeiten, weigerten sich zu wachsen und starben im Mutterleib. Fehlgeburt nannten das die Leute.

Meine Eltern redeten über gar manches. Das größte Problem war, dass wir alle auf dem gleichen Grundstück in die Erde gejagt wurden, um dort in Millionen zu wachsen. Wir wären alle gleich, wurde behauptet, und wir wussten, wir waren es nicht. Jeder von uns war anders, wie jeder Mensch auf der Welt anders ist.

In den Gruppen, in die wir eingeteilt wurden, trennte man uns von den Vorfahren, unserer alten Familie, den wilden Rosen. Wir werden geschnitten, in Bündeln gesammelt, die sie Sträuße nannten und oft in Kirchen aufgestellt. Man sieht, behaupten sie, wie wir Gott, Könige, Bettler, Nonnen, Priester und Braut und Bräutigam beglücken, wenn wir geschnitten werden. Blumenmädchen sind ja so süß.

Wir sind alle in einem Feld ausgepflanzt, und man sagt, wir seien schön wie in einem Internierungslager, dass wir an zweierlei gemahnten, einerseits an die schwarzen Arbeiter, andererseits an die Baumwolle dieser Zeit in Amerika, aber auch an viele Plantagen heutzutage. Sie hacken unsere Blütenblätter ab, legen sie auf ihre Haut und behaupten dann lächelnd, wir seien wie Samt. Einige von uns werden zu exquisiten Parfums gepresst. Wenn man nicht so schön ist, wie es gewünscht wird, wird man weggeschnitten, was das Schicksal besiegelt.

Einmal bekam ich eine höchst erstaunliche Geschichte zu hören. Die Japaner haben ein Verfahren entwickelt, das selbst Bäume winzig aussehen lässt, sie fügen sich in kleine Behälter und werden zu Miniaturen, Bonsai genannt. Aber das ist nicht dasselbe, wie Zwergbäume zu züchten, was manche Leute tun.

Ich habe von einer Versammlung gehört, auf der Wurzeln und Pflanzen sprachen. Sie verabschiedeten ein Grundgesetz, das ich anerkannte. Was sie unseren Keimen geben, womit auch immer sie uns besprühen, werden wir ins Wasser abgeben. Dieses wird zu Dunst und auf diese Weise teilen wir alle Gifte mit ihnen.

„Was für einen herrlichen Strauß dunkelroter Rosen hast du mir gegeben. Küß mich tief. Küß mich!“, sagte er. Sie tat, wie geheißen. Alle Chemikalien sangen in ihrem Körper, als sie ihn küsste. Die Chemikalien der Blumen weinten im tiefen Blut. Sie sangen ihre schönen Rosenlieder, Frühlingslieder wie dieses:

Offene Fenster*

Die erste rote Rose blühte bereits
und süß duftende Veilchen erschienen schüchtern
Schon ist die erste Schwalbe zurückgekehrt
und zieht im klaren Himmel ihre Kreise
Die Zeit ist gekommen, das schöne Wetter zu preisen

Öffne dein Fenster der neu geborenen Sonne
Frühling ist's, Frühling ist's
lass ein wenig die frische Luft herein
mit dem Duft der Gärten und der blühenden Wiesen

Übertragen aus dem Englischen von Helmuth A. Niederle

*Aprite le finestra ist ein süßlicher Schlager, der 1956 von Franca Raimondi aufgenommen wurde.

Roswitha Schieb Atopische Karte

Mit so einem Zug, sagte ihre Begleiterin freundlich, würde ich allein als Frau nachts niemals fahren, schmetterte die Waggontür zu und winkte vom Bahnsteig, während der Nachtzug anruckte und aus dem Bahnhof knirschte. Nun war sie alleine im Abteil, einem Zweite-Klasse-Abteil mit Vorhängen am Fenster und zum Gang hin, im Erste-Klasse-Abteil, in dem es sicherer sein sollte, denn da ist es immer ganz leer, höchstens mal ein Professor fährt mit, hatten jegliche Vorhänge gefehlt, weswegen sie sich dort wie auf dem Präsentierteller gefühlt hatte, und also war sie trotz ihrer Fahrkarte ins Zweite-Klasse-Abteil umgekehrt, naja, mit so einem Zug fährt ohnehin niemand, klang ihr noch die leicht verlegene Stimme ihrer Begleiterin im Ohr. Sie zog die Gardinen fest zu und wußte nicht genau, ob sie sich über diese Äußerung freuen sollte, oder ob sie sich fürchten müßte vor dem allzugroßen Vakuum, in das nachts ungehindert allerhand Unverständliches und Unangenehmes eindringen könnte. Sie tröstete sich damit, daß das Abteil des Schaffners ganz in der Nähe lag, und bemühte sich, ihr Abteil mit vollständiger Finsternis zu erfüllen, indem sie den Lichtschalter, der nur zwischen Neonehelligkeit und Schummergelblichkeit hin- und herschnappte, in einer Zwischenstellung arretierte, die nicht vorgesehen war, das merkte sie am Widerstand des Schalters, durch die aber die Deckenlampe ganz ausgeschaltet blieb. Nach einigem Hin und Her gelang es ihr, völlige Dunkelheit zu erzeugen. Auch im Gang schien kein Licht. Sie zog sich die Schuhe aus, streckte sich auf der Sitzbank aus und deckte sich mit ihrem Mantel zu. Wunderbar leer war das Abteil und die Sitzbank schien bequem. Bloß ein Schloß an der Tür sehnte sie sich herbei und gleichzeitig wurde sie von einer solchen Müdigkeit erfaßt, die sie dazu zwang, sich dem Zug willenlos anzuvertrauen.

Sie schloß die Augen. Die Dunkelheit im Abteil wurde von der noch samtigeren Schwärze ihrer Innenlider zugedeckt. Abgestandener Rauch, der aus der Sitzbank aufstieg, und frischer Zigarettenrauch, der vom Gang her in die Ritzen drang, vermischte sich in ihren Nasenlöchern. Überhaupt schien der Gang recht bevölkert zu sein, den Schritten, dem Auf- und Zuschieben der Abteiltüren und dem Stimmengemurmel nach zu urteilen. Doch ihre Tür blieb zu, und die weichen Taktschläge des Zuges beförderten sie langsam in die unbewußteren Regionen eines Halbschlafs, in dem sich Traumfetzen im Rhythmus des Zuges zu jagen begannen. In schwindelerregendem Tempo raste der Zug durch die Nacht, als habe er kein riesiges Gewicht zu bewegen, er raste durch die Wälder und Felder, die geschlängelten Flußtäler und die Orte, die sie vor gar nicht langer Zeit noch aus einem Flugzeugfenster von oben gesehen hatte, und die vorbeisausenden Bahnhofslampen hinterließen schnelle Lichtblitze hinter ihren Lidern. Über Brücken rasselte der Zug und schien vor Geschwindigkeit fast entgleisen zu müssen, als er mit einem Mal abbremste, wodurch sie beinahe von ihrer Sitzbank geschleudert wurde. Dann stand er lange totenstill. Niemand im Zug regte sich. Es dauerte lange, bis der Zug wieder anruckte und sich zu einem Bahnhof schleppte. Schritte eilten durch den Gang, Eisenhäm-

mer schlugen gegen Kupplungen, der Zug rangierte hin und her, er schnaufte, seufzte, ruckte, schepperte. Sie war mitten in der Eisenzeit angelangt. Als der Zug wieder anfuhr, beleuchtete hellstes Neonlicht den Gang, das durch die Vorhänge kaum zu dämpfen war. Sie stand auf, zog ihre Schuhe an und ging durch das gleißende Licht, das sie an Grenzanlagen erinnerte, zur Toilette. Mit einem flüchtigen Blick in das Abteil des Schaffners stellte sie fest, daß dieser verschwunden war und sich mehrere Mitreisende auf den Sitzbänken ausgestreckt hatten. Das Licht in der Toilette dagegen war ausgefallen, und als sie die Tür geschlossen hatte, war es so dunkel, daß sie sich nur tastend und schnüffelnd zurechtfinden konnte. Nachdem draußen ein paar gelblich aus der Nacht aufragende, zerbröckelnde Industrieanlagen vorbeigeglitten waren, aus denen Rauchsäulen aufstiegen, verkroch sie sich wieder im Kokon ihres Abteils. Sie schloß die Augen. Das Rasen des Zuges, das Abbremsen, das Rangieren, die Hiebe mit den Eisenhämmern wiederholten sich, der Zug fuhr mal in die eine, mal in die andere Richtung, die Loks wechselten, die Schaffner wechselten, die Schritte im Gang wechselten, die Lichter veränderten sich, nur ihr Halbschlaf blieb lange Zeit gleich. Bloß einmal öffnete sie die Augen. Da sah sie in der Ecke der anderen Sitzbank einen Mann sitzen, der, mit seinem Mantel zugedeckt, zu schlafen schien. Sie hatte ihn nicht kommen hören und erschrak, bis die Friedlichkeit seines Schlafes sie zu beruhigen begann. Wieder schloß sie die Augen und überließ sich dem Schlingern des Zuges. Als die frühe Morgendämmerung anbrach, erwachte sie endgültig und setzte sich auf. Der schlafende Mann war verschwunden. Vor dem breiten Spiegel unterhalb des Gepäckrosts machte sie sich in aller Ruhe zurecht. Draußen zogen Dörfer, Felder, Flußläufe und Wälder vorbei. Als sie ihr Necessaire wieder im Koffer verstauen wollte, stieß sie auf etwas, das vorher nicht darin gewesen war, ein Blatt, das sich auseinanderfalten ließ. Es war eine Landkarte. Sie freute sich. Sicherlich zeigte die Karte genau die Strecke, die sie heute nacht traumverloren inmitten der Eisenzeit zurückgelegt hatte. Mit dem Zeigefinger fuhr sie über die Karte hin, bis sie von einem Umstand seltsam berührt wurde. Zwar fanden sich blaue Flüsse, grüne Wälder, braune Felder und rötliche Ortschaften auf der Karte, aber es fand sich kein einziger Name. Nichts hieß, ausradiert waren die Namen, wurzellos verschwimmend die Landschaft, durch die sie des Nachts gefahren war. Sie fröstelte und blickte aus dem Fenster. In diesem Moment fuhr der Zug in einen Tunnel ein, verlangsamte seine Fahrt und ächzte schwerfällig wie eine Riesenschildkröte durch den Untergrund, bis sich nach geraumer Zeit eine unterirdische Halle öffnete, die Ankunftshalle des Zentralbahnhofs einer großen fremden Stadt. Sie nahm die Landkarte, stieg aus, stellte fest, daß sich die Länge des Zuges über Nacht verdreifacht hatte, und erklomm die Treppen in die helle Tageswelt hinein, die sie blinzeln machte. Da war sie nun mit einem Mal von einer Fülle von Namen umgeben, die allesamt nicht passen wollten.

Werner Stangl Der Wunschtisch*

There are more things in heaven and earth, Horatio,
Than are dreamt of in your philosophy.

War es Zufall, wie so vieles im Leben? Ich saß in meinem Stammcafé und hing trüben Gedanken nach. Mein Leben war in jenen Tagen einsam geworden – die Umstände tun hier nichts zur Sache –, und ich wünschte sehnlichst, wieder einem liebevollen Menschen zu begegnen. Ich blätterte bei einem kleinen Braunen gedankenverloren in meiner Zeitung. Da kam eine großgewachsene, rothaarige Frau auf mich zu und fragte, ob sie sich zu mir setzen dürfe, da alle Tische im Lokal besetzt seien. Ich nickte zustimmend und vertiefte mich in meine Zeitung, schielte aber immer wieder kurz an der Zeitung vorbei, um mein Gegenüber zu betrachten. Die Frau hatte einen Kaffee bestellt und eine Topfentorte, die sie langsam verspeiste. Dabei trafen sich unsere Blicke und sie lächelte mir zu. Während ich noch hinter meiner Zeitung verschanzt überlegte, wie ein Gespräch zu beginnen wäre, bat sie die Kellnerin um die Rechnung, bezahlte und verabschiedete sich mit einem freundlichen Gruß und wieder jenem Lächeln, das tief in mein Herz drang. Ich beobachtete, wie sie vor dem Verlassen des Cafés die Toilette aufsuchte, und dann quer über den Platz vor dem Café zur Tiefgarage ging, und ihr leuchtendes Haar im Abgang zur Garage verschwand.

In den nächsten Tagen saß ich immer an diesem Tisch und hoffte, sie käme wieder und setzte sich abermals zu mir. Bei diesem Gedanken musste ich wohl geseufzt haben, denn unvermittelt hörte ich eine tröstende Stimme: „Du wirst sie wiedersehen.“

Verwundert schaute ich mich um. Am Nebentisch saß ein junges Paar und unterhielt sich angeregt. Sie konnten nicht zu mir gesprochen haben. Am Tisch gegenüber saß ein Lehrer, der kopfschüttelnd die Hefte seiner Schüler korrigierte.

Noch einmal die Stimme: „Du wirst sie wiedersehen.“

Da wurde mir klar, dass der Tisch, an dem ich saß, zu mir sprach. Der kleine marmorne Kaffeehaustisch mit dem schweren, verzierten Eisenfuß. Ich hatte seltsame Dinge in meinem Leben erlebt, aber ein Tisch hatte noch nie zu mir gesprochen.

„Woher willst du denn das wissen?“ erwiderte ich leise.

„Weil ich ein Wunschtisch bin.“

Ich blickte mich um, ob uns jemand gehört hätte, aber das Pärchen neben mir war vertieft in sein Gespräch, und der Lehrer schüttelte abermals den Kopf, als er mit zügigen, roten Strichen die entdeckten Fehler markierte. Ich traute meinen Sinnen noch immer nicht, rief die Kellnerin und beglich die Rechnung. Ich bemühte mich, das Verlassen des Cafés nicht wie Flucht aussehen zu lassen. Am nächsten Tag würde ich mich an einen anderen Tisch setzen, nahm ich mir vor. Und so geschah es. Die anderen Tische im Lokal waren zum Glück schweigsam, so schweigsam, wie eben Kaffeehaustische sind.

Eines Tages war es aber dieser Tisch, der als einziger frei war. Ich zögerte kurz, schalt mich einen Toren und nahm mit einem mulmigen Gefühl Platz, bestellte den Kaffee und holte die Zeitung von der Ablage. Ich las gerade den Leitartikel, als ich abermals diese Stimme hörte: „Da bist du ja wieder. Ich habe dich schon vermisst.“

Dieses Mal war ich nicht so überrascht wie beim ersten Mal. Ich versteckte mich hinter der Zeitung, damit die an den Nebentischen Sitzenden nicht hören konnten, dass ich leise vor mich hin sprach. Mit einem Tisch sprach!

„Du hast sie noch nicht wieder gesehen.“

„Nein“, erwiderte ich.

„Aber du wirst ihr sicher begegnen. Schon sehr bald.“

An diesem Tag und an den folgenden – ich ließ mir von nun an diesen Tisch reservieren – entspannen sich anregende Gespräche. Ich erfuhr, was es mit einem Wunschtisch für eine Bewandnis hat: er kann jedem Menschen, der an ihm sitzt, einen Wunsch erfüllen, der ganz tief im Herzen gehegt wird. Dabei merken die meisten Menschen gar nicht, dass sie an einem Wunschtisch sitzen. Wunschtische sprechen auch nicht mit allen Menschen, am ehesten noch mit Kindern, die an ihnen Platz nehmen. Diese Kinder wünschen sich, dass der Spinat doch nicht so grün schmeckt. Und dann verwandelt der Wunschtisch den ungeliebten Spinat in Grießbrei mit Schokolade oder Vanilleeis. Das Besondere ist, dass es die Mutter gar nicht bemerkt, denn der Grießbrei oder das Eis bleiben für die anderen so grün wie Spinat eben ist. Wenn sich Erwachsene an den Wunschtisch setzen, dann geht es meist um profane Dinge wie ein Auto oder eine größere Wohnung. Auch solche Wünsche kann der Wunschtisch erfüllen. Aber es gibt eine Bedingung: der Wunsch muss aus tiefstem Herzen kommen. Der Wunsch nach einem größeren Auto, nur weil der Nachbar ein neues bekommen hat, wird nicht erfüllt, denn das Herz ist bei einem solchen Wunsch nicht rein von Neid oder Missgunst. Auch erfüllt der Wunschtisch jedem Menschen, der sich an ihn setzt, nur einen einzigen Wunsch. Dann verschwindet er auf immer.

Mir gefiel der Wunschtisch immer mehr und ich war begierig, mehr zu erfahren. Einmal entdeckte die Kellnerin, wie ich so vor mich hinsprach, doch geistesgegenwärtig hielt ich mein Handy ans Ohr und tat so, als ob ich ein Gespräch führte. Dabei war das Telefonieren in meinem Stammcafé gar nicht gerne gesehen.

Eines Tages geschah, was geschehen musste. Ich begegnete der Frau mit den roten Haaren und dem Lächeln ganz in der Nähe des Cafés. Und ich hatte nun auch den Mut, sie anzusprechen. Nach kurzem Überlegen begleitete sie mich zu meinem Café, wir setzten uns aber an einen anderen Tisch, denn der Wunschtisch war besetzt.

Als ich am folgenden Tag wie zuvor meinen Wunschtisch reserviert hatte und mich an ihn setzte, blieb er stumm. Ich streichelte seine Marmorplatte und stieß auch ein wenig unsanft gegen seinen gusseisernen Fuß. Er schwieg. Ich untersuchte ihn mit Augen und Händen, da ich hoffte, irgendein Zeichen zu entdecken. Der Tisch sah aus wie zuvor, hatte den kleinen Sprung in der Marmorplatte, fühlte sich vielleicht ein wenig kühler an als zuvor, aber das war wohl Einbildung.

Es war genauso gekommen, wie er es vorhergesagt hatte. Ich hatte die Frau wiedergesehen, mein Wunsch aus tiefstem Herzen war erfüllt worden. Das ist nun einige Jahre her. Die Frau begleitet ein wenig mein Leben, das dadurch nicht mehr so einsam ist. Manchmal sitze ich mit ihr an diesem Tisch und erinnere mich. Wie gerne würde ich mich bei meinem Wunschtisch bedanken. Wo er wohl sein mag? Wem wird er seinen Herzenswunsch erfüllen? Vielleicht sitzt gerade du an meinem Wunschtisch ...

*Die Idee und der Titel ist einer Kellnerin in meinem Stammcafé geschuldet, die mich bei einer Reservierung fragte, ob ich einen „Wunschtisch“ hätte.



altes Schutzengel Bild

HERZELÉ ☺

Altes Schutzengelbild

Birgit Bydlinski Das Puppenbett

Vom Christkind bekommen, damals,
Weihnachten 1958.

Von der Tante, die als Christkind kam:

„Das stellts der Berit untern Baum.
Die Matratze ist echt, mit Rosshaar gfüllt.
A Pupp'n werds ja selber ham.“

Die Mutter näht der Puppe neue Kleider.
Eine Schleife kommt ins Haar.
Die Puppe sitzt im Puppenbett,
das Puppenbett steht untern Baum.

Das Kind, das Berit damals war,
Weihnachten 1958,
kommt herein und staunt und strahlt.
„Die Dorli hat neue Kleider
und eine Schleife im Haar!
Die Dorli hat jetzt ein Puppenbett!“

Später dann selber Mutter, damals,
Weihnachten 1988.
Der kleine Sohn bestaunt
das Puppenbett untern Baum.
Mit einer raschen Handbewegung,
einer nur, fegt er entschlossen
die Dorli im neuen Kleid, mit der Schleife im Haar,
die Decke, den Polster,
zu Boden.

Schon setzt er sich rittlings
aufs Puppenbettauto,
schon hört man ihn laut und begeistert:
„Auto! Brumm, brumm!“
Und Berit hat alles gefilmt
und bleibt heiter,
doch hat sie alles anders erwartet.

Doch dann, später, damals,
Weihnachten 2008,
der kleine Sohn ein blutjunger Vater.
Kommt heim zu Berit,
bringt mit die kleine Marie.

Das Puppenbett steht unterm Baum.
Berit greift zur Kamera,
einzufangen die liebliche Szene:
Enkelin und Puppenbett.

Doch Marie fegt entschlossen
die Dorli im neuen Kleid
mit einer raschen Handbewegung,
einer nur, fegt sie alles zu Boden
und setzt sich aufs Auto.
Und Berit lacht
und lacht weiter
und gibt die Hoffnung nicht auf.
Insgeheim.

Das Puppenbett wartet
im Kasten bei Berit
auf Weihnachten 2028,
so ungefähr.

Friedrich Damköhler

... doch verständnisvoll ihr Lächeln.

Als Kind, gleich nach dem Krieg geboren, gab es kaum Spielzeug, also mussten wir uns selbst etwas suchen und erschufen alles Mögliche zu unserer Freizeitgestaltung. Dabei durfte man träumen, Gedanken freien Lauf lassen, fabrizieren, improvisieren um Ersehntes zu verwirklichen. Genug Zeug lag da in der Gegend herum, genug, um etwas zu erschaffen.

Man sammelte Holz, Metallstücke, Steine und Gegenstände aus Haus oder Werkstatt, unbenötigtes Zeug und gefundenes Dingsda. Draht, Schnur und Mehlpapp dienten als Binde- und Klebemittel. Eines der wichtigsten Behelfe waren für mich aber Schachteln. Ich konnte nicht genug Schachteln haben, ich sammelte sie und wusste, wo sie zu bekommen waren. Schachteln vom Greißler, Schachteln vom Gemüsehändler, Tabakladen oder aus der Apotheke. Große Schachteln, kleine Schachteln, bunte Schachteln, braune Schachteln, Schachteln aus Karton, aus Blech oder Holz. Was konnte man da aus Schachteln alles herstellen?! Man konnte Autos bauen, Lastwagen mit Anhänger, Boote, Schiffe für die Pfützen nach dem Gewitter, Seilbahnen auf den Kirschbaum rauf, man konnte mit den kleinen Schachteln aus der Apotheke ganze Züge zusammenstellen. Aus Schachteln konnten Häuser, sogar Burgen werden, Wohnungen, Ställe. Mit Buntstiften und Wasserfarben konnte man alles noch bunt gestalten und sich so eine wunderbare eigene Welt schaffen. Nicht jeder konnte sich in dieser, meiner Welt zurechtfinden, nicht jeder konnte aus meinen Werken ersehen was ich sah. Man konnte Schachteln zerschneiden, zusammenkleben, man konnte konstruieren, schaffen, einrichten und vor allem, man konnte vieles darin bewahren.

Wertvoll waren sie mir auch als Stallung für meine Tiere, für meine Grillen und Heuschrecken, Eidechsen, weißen Mäusen und einer Blindschleiche, die aber so schnell wieder entflucht war, wie ich sie gefangen hatte. Als ich einer festen Waschpulverschachtel habhaft wurde, konnte ich sie als Transportmittel umbauen, um Erde von der einen in die andere Gartenecke zu verfrachten. Zum Leidwesen meiner Mutter wurde dadurch auch manche Aussaat von Hüben nach Drüben verlegt.

Das sind Erinnerungen an meine Kindheit; einer Kindheit, in der die einfachsten Dinge eine große Rolle gespielt haben; in einer Welt aus Phantasie und Improvisation, mit Geschick und Begeisterung. An eine Kindheit knapp nach dem Krieg, mit Erlebnissen, die uns noch immer mit Stolz erfüllen und die in der heutigen Zeit unglaublich erscheinen.

Seltsam ist mir jedoch heute, wenn ich nicht mehr benötigte Schachteln zum Altpapier trage, peinlich, so als ob ich Wertvolles meiner Kindheit zerstören würde ...

... fragend der Blick meiner Frau, die mich dabei beobachtet, doch verständnisvoll ihr Lächeln.

Sylvia Zwettler-Otte

Der Herr der Dinge

Prof. Bilborn machte ganz sacht die Tür zum Wohnzimmer zu, in dem auf der Couch seiner dreijährigen Enkelin Martha endlich die Augen zugefallen waren. Er konnte zwar nur den Kopf schütteln darüber, wie unbequem sie liegen musste, den großen Teddy so fest an ihr Gesicht gepresst, dass ihre rechte Wange ganz eingedrückt war. Aber jede Veränderung der Lage hätte womöglich erneutes Weinen nach der Mama ausgelöst, die sie erst in etwa drei Stunden nach dem Konzert wieder abholen würde.

Er setzte sich an den Schreibtisch. Was mochte der Teddy wohl für die Kleine bedeuten, dieses schmutzige Ding, das sie in letzter Zeit überall hin mitzerzte? Er erinnerte sich, dass er selbst einmal ein Spielzeug gehabt hatte, das er immer und überall hin mitgenommen hatte: ein kleines, leuchtend rotes Holzauto, das er in die Hosentasche stecken konnte. Damit hatte er selbst die langweiligsten Spaziergänge in aufregende Geländefahrten verwandelt. Er war dahingebraust, mal als Lenker eines Rettungswagens; mal auf einer imaginären Verfolgungsjagd. Selbst an Orten, wo er still sein musste, etwa in einem Museum oder einer Kirche, konnte er es leise eine Holzbank entlang oder eine Säule hinauf fahren lassen. Keines der glitzernden, rasant aussehenden Blechautos, die er später geschenkt bekommen hatte, liebte er so wie dieses Holzauto. Er wusste nicht mehr, wann und wohin es aus seinem Leben verschwunden war. Nur dass er etwa drei Jahrzehnte später daran gedacht hatte, als er sich den ersten neuen Wagen anstelle eines übertragenen kaufen konnte. Da war er vor der Frage der Farbwahl gestanden und hatte kurz an das leuchtende Rot des kleinen Holzautos gedacht. Aber das hätte seine Umgebung protzig gefunden, und so hatte er seine Kindheitsträume mit tiefem Schwarz vertuscht und ein metallenes glänzendes Dunkelrot gewählt. Diese Kompromisslösung zwischen seinem spontanen Wunsch und der befürchteten Meinung der anderen erschien auch seiner späteren Frau elegant. Ihre Anerkennung hatte dazu geführt, dass er nun in seinem Kasten auch unzählige dunkelrote Krawatten hängen hatte.

Prof. Bilborn richtete sich auf und zog das Buch heran, das er rezensieren sollte. Aber seine Gedanken wollten ihm heute nicht mehr recht gehorchen. Es beschäftigte ihn vielmehr das seltsame Leben der Dinge, das nicht von ihnen selbst kommt, sondern das man ihnen verleiht. Aber etwas schien ihm an diesem Satz falsch. Ein Ding wird belebt, weil es in der Phantasie Bedeutung gewinnt und einen Bezug zu jemandem herstellt. Dieser Jemand konnte man selbst sein, denn in seinen kindlichen Rettungsfahrten im roten Auto war er zweifellos selbst der rettende Held oder der strafende Rächer gewesen. Die kleine Martha aber musste mit dem Teddy wen anderen an sich drücken, und es war nicht sicher, ob es ihr Papa war, der gerade auf einem Kongress war und ihr vielleicht fehlte, oder doch die Mama. Vielleicht können Teddys sogar das Geschlecht nach Bedarf wechseln. Wenn man Dingen Leben einhauchen, aber wohl auch wieder nehmen kann, war man doch eigentlich der Herr der Dinge, und tatsächlich fiel ihm ein, mit welchem Triumphgefühl er vor wenigen Wochen unzählige alte Fachzeitschriften entsorgt hatte.

Prof. Bilborn machte noch einen Arbeitsversuch, da ihn gestern ein Kollege an seine Zusage erinnert hatte: die Rezension sollte demnächst erscheinen. Dabei hatte der Kol-

lege mehrmals das Buch „vom Dingsda“ erwähnt. Es war ihm sichtlich peinlich, dass ihm der Name gerade nicht einfiel. Dass dem Kollegen aber ausgerechnet der Name seines Rivalen entfallen war, mochte wohl auch kein Zufall sein. ‚Vielleicht versagen Worte gerade dort, wo sich Gefühle stauen‘ überlegte Prof. Bilborn und hatte das Bild eines Gebirgsbaches vor Augen, mit einer Stelle, an der Steine und Äste den Weg des Wassers blockierten. Es spießt sich eben, wenn man einerseits die Aufgabe hat, sich für jemanden einzusetzen und ihn doch heimlich ablehnt. Eigentlich hatte der Kollege bei dem Rechnung getragen: er kümmerte sich um die Buchbesprechung, musste aber doch den Mann zur Sache degradieren, eine ungeplante, (un)heimliche Vernichtung. Dem Prof. fiel H. C. Andersens Roman „Sein oder nicht sein“ ein, in dem der Tod von Niels Bryde auf dem Schlachtfeld faszinierend beschrieben ist als Übergang, „ein Ding zu werden“. Beleben und vernichten sind zweifellos menschliche Fähigkeiten, aber beherrscht man sie oder wird man von ihnen beherrscht? Selbst eine kleine Fehlleistung wie das Vergessen eines Namens stellt unsere Herrschaft in Frage.

Dieses kleine Kind da nebenan – Prof. Bilborn blickte unwillkürlich zur Tür – ersetzt sich einen Menschen, der nicht da ist, durch ein Ding, einen Teddybären, überlegte er und stand auf, um das Wasser der Blumen vor dem großen Photo seiner Frau zu wechseln. Dann griff er nach dem lachsfarbenen Kugelschreiber, irgendein Firmengeschenk, das unter seine edlen und wohlgeordneten Schreibgeräte geraten war. Er funktionierte jedoch nicht mehr und wanderte deshalb in den Papierkorb. Prof. Bilborn nahm seine altbewährte Füllfeder zur Hand und wollte wenigstens noch einige Gedanken festhalten, die ihm bei der Lektüre des Buches gekommen waren.

Doch da öffnete sich die Tür und zwei Köpfe schauten herein: der des Teddys und der der kleinen Martha. „Ich kann nicht schlafen“, verkündete sie weinerlich. Der Anblick dieses zierlichen Geschöpfes machte es dem Prof. unmöglich, über die Störung böse zu sein. Er nahm Martha samt ihrem Begleiter auf den Arm und ging wieder zu seinem Schreibtisch. Da entdeckte das Kind im Papierkorb den leuchtenden Kuli, strampelte sich herunter und holte das entsorgte Ding heraus. Die Farbe hatte es ihr offenbar angetan. Martha war nicht mehr dazu zu bewegen, es herzugeben. Den Teddy im rechten Arm und den Kuli in der linken Hand schief sie auf dem Schoß des Großvaters ein, während dieser nun endlich – wenn auch in etwas unbequemer Haltung – seine Notizen machte. Bester Laune kam seine Tochter nach dem Konzert. Sie sah in ihrem lachsfarbenen Kleid zauberhaft aus und musste lachen, als sie ihre Tochter mit dem gleichfarbigen Kuli sah. „Hast du dir ein Stückchen ‚Mama‘ zusätzlich zum Papa-Teddy hergeholt?“ fragte sie zärtlich, doch die Kleine blinzelte nur ein bisschen, räkelte sich behaglich und wechselte vom Opa zur Mama. Der Kuli entglitt ihr dabei. Prof. Bilborn warf ihn mit einer herrischen Geste abermals in den Papierkorb. ‚Dummes Ding‘ dachte er. Es war unklar, ob er das kaputte Ding oder seine untreue Enkelin meinte.

Hilde Schmölzer

Sommerwiesen

Wenn ich die gestutzten, überdüngten und damit ihrer wunderbaren Blütenvielfalt beraubten Wiesen von heute betrachte, denke ich an die Sommerwiesen meiner Kindheit. Die blauen, roten und gelben Wiesen, deren Farbenrausch und summende Stille trunken machte wie süßer Wein, deren Halme verspielt dem Wind gehorchten und in wechselndem Auf und Ab silbrige Wellen erzeugten. Dann bringt die Erinnerung lange heiße Nachmittage mit dem Geruch von Heu und einer flimmernden Unwirklichkeit, die über den Gräsern lag.

Es gab so unendlich viele Arten von Gräsern: lange, zarte, mit feinen, zitternden Haaren, stämmigere mit einem dicken Pelz und weißen, flaumigen Stäubchen, und ganz kurze Gräser irgendwo im dunklen Wiesengrund.

Ich konnte stundenlang am Rücken liegen, das zärtliche Wiegen der Halme in einen zurückweichenden Himmel beobachten und darüber das schwere Grün bizarr geformter Baumgestalten. Oft kam ich mir vor wie die Entdeckerin neuer Welten, wenn sich das Gewucher der Steinnelken in meinen Augen zu phantastischen, märchenhaften Gebilden formte, die Margeriten zu weißen Sternen wurden, wenn sich die gelbe Blüte des Löwenzahns in eine Federkrone verwandelte und die Glockenblumen in dichten Büscheln geheimnisvoll raunend die Köpfe wiegten.

Ich beobachtete das hastige Eilen der Ameisen, die immerzu beschäftigt schienen, das träge Gleiten der Schnecke, die eine weiße Silberspur zurückließ, das haltlose Taumeln der Zitronenfalter und den sanften Pelz der Hummeln. Ich war kein Störenfried in dieser Welt der kleinen Wunder. Ich fühlte mich dazugehörig, ließ die Käfer über meine Beine krabbeln und hatte keine Angst vor der böse surrenden Wespe. Der Sauerampfer mit seinen schweren, rot gesprenkelten Samendolden schmeckte immer auch ein wenig bitter, und ich machte lange Girlanden aus Gänseblümchen, um sie dann in einen Bach zu werfen, weil ich ihrem Leben, das ich damit zerstört hatte, noch eine kurze Frist schenken wollte.

Sie sind vorbei, diese Tage des sorglosen Dahindämmerns, gesunken in dunkle Vergangenheit.

Aber wenn ich die traurige Eintönigkeit dieser beschnittenen Wiesen sehe, dann kehren sie zurück mit schmerzlicher Deutlichkeit. Und ich fühle die auf und ab wogenden Halme um meine Beine klatschen, während der Wind die Samen in flimmernden Wolken davonträgt. Dann möchte ich einen großen Strauß Blumen pflücken und die Welt hinter Blütenwäldern vergessen.

Gerald Szyszkowitz

Mein Stein vom „Grünen See“

Zwischen den Romanen von Joseph Roth liegt mein grüner Stein. Und manchmal, wenn ich nicht mehr weiterweiß, nehm ich ihn in die Hand und erinnere mich ... Als unser ‚Holzgaser‘ kurz vor dem Kriegsende schon abfahrbereit vor unserer Blockhütte stand, weil wir aus Angst vor den näherrückenden Russen in den Westen flüchten wollten, war ich noch einmal zum Seeufer hinuntergelaufen und hatte diesen Stein eingesteckt.

Eigentlich waren wir ja schon hierher geflohen. Aus Graz. Denn Graz ist die Stadt in Österreich, auf die von den Alliierten die meisten Bomben abgeworfen worden sind. Dreißigtausend Häuser wurden damals zerstört, und ich weiß noch, wie fassungslos wir gewesen sind – wie wir nach dem ersten flächendeckenden Bombenangriff im Frühjahr 1944 aus unserem Luftschutzkeller im Haus am Lendkai über die zerstörten Stiegen hinauf in den Hof gekommen sind –, weil die Häuser, die sonst dem Hof die Sonne weggenommen haben, einfach nicht mehr da gewesen sind. Nur noch Schuttberge waren da. Vom ‚Gasthof zum Grünen Baum‘ stand nur noch ein Baumstrunk.

Wir, also meine Familie, wurden alle noch am selben Tag in die Villa unseres Onkels Rudolf im Vorort Maria Grün ‚umquartiert‘. Und dort passierte nun genau das Gegenteil. Am Lendkai, im Luftschutzkeller hatten wir während des Angriffs nur das Brummen der Bomber, die Flakgeräusche und das Bersten der Bomben gehört, hier in Maria Grün war alles anders. Wir hatten auf dem Dachboden der Villa einen Ausguck entdeckt, und von da aus konnten wir den Luftraum über der ganzen Stadt bequem überschauen. Wir sahen die amerikanischen Flugzeuge also auftauchen, näherkommen, sahen sie ihre Bomben abwerfen, sahen die Lichter der Explosionen und alle Feuerbrände ... Es war wie im Kino. Nur leider fielen bald auch auf einige Nachbarvillen Bomben, und also wurden wir wieder ‚umquartiert‘. Diesmal in die Obersteiermark. Und dort, am Grünen See im Tragößgraben, sah man zwar jeden Tag zur selben Zeit wieder die Staffeln der amerikanischen Bomber silbern glänzend über uns weg nach Linz und Wiener Neustadt fliegen, aber nur einmal wurde ein Flugzeug von der Flak erwischt und stürzte dramatisch brennend ab. Sonst haben wir in Tragöß vom Krieg wenig gemerkt. Abgesehen davon, dass wir auf unserem langen Schulweg an einem großen Kriegsgefangenenlager vorbeigehen mussten, und abgesehen davon, dass unsere Sympathien zwischen den ‚Amtsträgern‘ und den Partisanen ständig hin- und hergeflogen sind. Denn direkt neben dem Grünen See ragt ja der Treachtling in den Himmel, und jenseits dieses Berges ist der Ort Trofaiach. Und im Gasthaus ‚Krumpen‘ bei Trofaiach ist im November 1943 die ‚ÖFF‘ gegründet worden. Die ‚Österreichische Freiheitsfront‘. Von kommunistischen Arbeitern aus Donawitz. Das Kampfziel der ÖFF war, das wussten wir, die Befreiung vom Nazijoch und die Wiedererrichtung eines freien, unabhängigen, demokratischen Österreich ... Da Trofaiach aber nur einen Fußmarsch weit weg war, tauchten die ÖFF-Kämpfer öfters auch diesseits des Treachtlings auf, und wenn sie im Dunkel abends zu unserem Blockhaus kamen, gab unser Kindermädchen ihnen Fettbrote und Erdäpfel. Aber als

unser Förster sie einmal verhaften wollte, haben sie ihn erschossen. Den Vater der vier Kinder, die an jedem Morgen mit uns in die Schule gingen. Kurz, vom großen Krieg haben wir nicht viel gespürt, aber rundherum, im Wald, war Krieg.

Als wir im Frühling hörten, die Russen würden sich schon dem Semmering nähern, beschlossen unsere Eltern, dass wir ‚in den Westen flüchten‘ sollten. Mit einem ‚Holzgaser‘ meines Großvaters Hans Tagger ... Zwei Dinge sind mir in Erinnerung. Die Verwunderung, warum wir mit einer großen, roten Fahne durch die Arbeiterstädte Kapfenberg und Bruck gefahren sind – sie war wohl eine Tarnung der Kapitalisten –, und die Angst, dass mein Vater verhaftet werden könnte, denn er musste auf dieser Fahrt durch das Palten- und das Liesingtal dreimal aussteigen und seinen Reiseauftrag – er sollte eine Schlagmühle im Ennstal aufbauen – vorweisen, und bei jedem falschen Wort konnten die Soldaten doch ‚kurzen Prozess machen‘.

Um ein Faktum zu erzählen: Am 22. Juni 1944 umstellten einige Kompanien Wehrmacht, Polizei, SS, Gestapo und andere Nazi-Verbände das Bergland rund um den Thalerkogel und durchstreiften die Hochschwab-Wälder auf ‚Banditenjagd‘, wie sie das nannten. Sie glaubten schon siegessicher, die Partisanen würden es nicht wagen, aus dem Einkreisring auszubrechen und in ein anderes Gebiet zu wechseln. Sie hatten sich aber verrechnet. Während die unzähligen Faschisten in geordneten Kolonnen immer noch die Gräben des Hochschwab absuchten, waren die Partisanen schon bei der Polizeibaracke mitten in der Stadt Leoben, wo sie die Geleise der Eisenbahn sprengten, um den Leuten zu zeigen, dass auch mitten im Industriegebiet österreichische Patrioten mit der Waffe in der Hand den Mut hatten, gegen die Faschisten zu kämpfen.

Jedenfalls: Wir hatten auf unserer Flucht vor allen Angst. Vor den Partisanen, vor den kommunistischen Arbeitern, vor den Nazipolizisten, aber besonders vor den Wehrmachtssoldaten. Weil es keine Ordnung mehr gab. Die jeweilige Befehlsgewalt reichte nur noch so weit, wie das Gewehr reichte, das der Mann in der Hand hatte ... Mehrmals musste ich also meine Finger fest um meinen grünen Stein klammern.



Mein liebes altes Puppenhaus

Mein liebes altes Puppenhaus

Claudia Taller

Der blassblaue Kalender

Er liegt vergessen am Ende der Bar.

Die Hochstühle an der Bar sind leer. Ein Fräulein hinter der Bar sammelt die letzten Gläser ein. Das Fräulein sieht müde aus. Ich denke sie mir als ein ‚Fräulein‘. Zart ist sie und blass, sie strahlt nichts aus, ihr Wesen muss nach innen gekehrt sein. Ich habe schon den Liftknopf gedrückt. Der Lift kommt. Das Fräulein bewegt sich am anderen Ende der Bar, weit weg von dem Ende, wo der Kalender liegt. Ich könnte ihn nehmen, ganz leicht, ganz schnell. Ich könnte mit dem Kalender in den Lift einsteigen, ganz leicht, ganz schnell. Ich nehme den Kalender ganz langsam in die Hand, das blasse Blau des Einbandes glänzt, der Einband greift sich kühl und glatt an, es ist wohl kein Leder. Ich halte den Kalender ruhig in der Hand, er ist schwer, er hat viele Blätter. Der Einband hat eine Lasche mit Druckknopf, der Kalender ist nicht verschlossen. Das Fräulein am anderen Ende der Bar beachtet mich nicht. Das Fräulein kann nicht wissen, wer an meinem Ende der Bar einen Kalender liegen gelassen hat, vielleicht vor einer Stunde, vielleicht vor einer halben. Ich nehme den Kalender in beide Hände, er wiegt schwer, schwerer als ein Kalender wiegt. Der Einband kann es nicht sein, er ist nicht aus Leder, es ist ein leichter Kunststoff. Schwer muss das sein, was sich zwischen dem Einband befindet. Es können aber nicht die Blätter sein, Papier ist schwer, doch nicht so schwer. Es muss das auf die Blätter Geschriebene sein, etwas zwischen den Blättern. Es muss das Leben sein, das dieser Kalender in sich trägt.

Ich drücke auf den Liftknopf. Die Lifttüre öffnet sich sofort. Ich fahre hinunter. Das Café im Erdgeschoss ist noch geöffnet. Das Café wirkt kühl und dunkel, es ist nahezu leer, in der Mitte des Raums steht ein Konzertflügel. Er ist bedeckt mit Zeitungen und Zeitschriften, eine Blumenvase steht darauf. Hier spielt wohl niemand Klavier. Ich nehme an der Fensterfront Platz. Ich sage mir, dass ich den Kalender nur deshalb öffnen werde, um nachzuschauen, ob ich einen Namen und eine Adresse finde oder einen Namen und eine Telefonnummer. Ich würde sodann den Besitzer, nein, die Besitzerin – das zarte Blau des Kalenders kann ich mir nur in der Hand einer Frau schönedenken – ich würde die Besitzerin des Kalenders kontaktieren und ihr sagen, ich hätte nur die erste Seite aufgeschlagen, nur die Seite mit den Daten, ansonsten ich sie nicht hätte finden können.

Die großen Fensterscheiben zu meiner Rechten strahlen eine unangenehme Kälte aus, es ist Ende November. Ich überlege, den Platz zu wechseln. Der Kellner kommt mit meinem Weinglas, ich bleibe. Ich öffne die Lasche des Kalenders, der Druckknopf sitzt sehr fest. Das erste Blatt zeigt den Übersichtskalender dieses Jahres, des Jahres 2013. Das zweite Blatt wird das mit den persönlichen Daten sein. Ich muss umblättern. Der Kellner beobachtet mich – es gibt sonst nichts zu beobachten. Mein zaghaftes Hantieren mit dem Kalender wirkt wohl eigenartig. Ja, ich zögere, in diesen Kalender einzudringen. Das zweite Blatt hat viele Rubriken, Name, Anschrift, E-Mail, Geschäftsanschrift bis

zur Anschrift derjenigen Person, die im Fall eines Unfalls verständigt werden soll. Zwei Rubriken sind ausgefüllt, Name und Blutgruppe. Der Vorname ist ein Frauennamen, ganz sicher bin ich nicht. Der Nachname ist unaussprechlich, ich kann ihn nicht zuordnen. Leise spreche ich den Vornamen aus, er passt zum Blau des Kalenders. Ich verliere mich. Ich verliere mich in einem Frauenbild, geschaffen aus dem Klang eines Namens und der Nuance einer Farbe. Ich gebe der Besitzerin des Kalenders ein schmales Gesicht und klare, blaue Augen, einen blassen Teint und eine bestimmende Stimme. Die von mir imaginierte Frau ist zart und gleichzeitig stark, man sollte sie nicht unterschätzen. Probeweise setze ich ihr eine Brille auf. Sie steht ihr. Ich klappe den Kalender zu. Und wenn es doch ein männlicher Name ist? Ich schiebe den Gedanken weit weg.

Der Kellner fragt, ob ich noch ein Glas möchte. Ich nicke.

Über den Nachnamen könnte ich weiterkommen. Ist er indisch oder iranisch oder russisch? Wen könnte ich danach fragen? Ich spüre Ärger. Wenn die Dame keine Adresse hinterlässt, keine Telefonnummer, kann sie nicht erwarten, dass sie den Kalender zurückbekommt. Der Ärger gibt mir die Kraft, mein Zögern, in den Kalender einzudringen, zu überwinden. Wahllos schlage ich ihn in der Mitte auf. Jeder Tag der Woche ist beschrieben. Einige Tage sind geradezu vollgekritzelt, in einer kleinen Schrift, mit Bleistift. Jeden Tag gibt es Angaben von Uhrzeiten, es gibt abgehakte Eintragungen, durchgestrichene Eintragungen, es gibt wiederkehrende Abkürzungen. Es gibt keine Farben, alles ist Grau in Grau, Bleistift in Bleistift. Ich blättere, alle Seiten sehen ähnlich aus. Ab und zu gibt es leere Wochen, nur durchzogen von einem Pfeil, mit Bemerkungen zu Beginn und am Ende. Die Eintragungen sind in deutscher Sprache. Ich könnte sie lesen.

Mit einem Ruck klappe ich den Kalender zu. Der Kellner bringt den Wein. Er schaut mich betont indifferent an. Der Kalender hat eine leicht hervorstehende Adressenleiste von ‚A‘ bis ‚Z‘. Ob mich die Adressen weiterbringen? Die ‚A-Namen‘ sind deutsch, ‚Anita‘, ‚Alexandra‘, ‚Augenärztin‘. ‚Agathon‘ ist ein Restaurant, es stehen die Sperrtage dabei. Soll ich zu der angegebenen Ärztin gehen und fragen, ob . . . ? Ich machte mich lächerlich. Obwohl . . .

Ich schließe den Kalender und schließe die Augen. Das Bild von Lindsay – ich bin jetzt fest überzeugt, dass es ein Mädchenname ist – ist sofort da. Ich habe sie mit einem entzückenden Trägerkleid ausgestattet und mit einer schlichten, weißen Bluse. Ich zahle. Ich nehme den Kalender fest in die Hand. Er gehört mir. Ich will Lindsay nicht kennenlernen. Ich will in ihr Leben zwischen den Blättern eindringen. Lindsays Leben ist in meiner Hand.

Erich Sedlak**Die Beethovenbüste**

Nach dem Krieg suchten meine Eltern in dem zerbombten Wiener Neustadt nach einer Wohnung sowie einer Betriebsstätte für ihre Papiergroßhandlung und fanden schließlich ein passendes Objekt – in der Wiener Straße, dort wo sich dereinst die schon in der Monarchie bekannte Porzellanmanufaktur De Cente befunden hatte. Da auch dieses herrschaftliche Haus ziemlich beschädigt worden war, erinnerte nur noch wenig an dessen frühere Pracht: einige hohe Räume mit Stuckaturen, Parkettböden und Flügeltüren, ein pittoresker Wintergarten mit Gusseisensäulen und ein offener Kamin aus rosa Marmor.

Und dann gab es noch diese geheimnisvolle Kiste, die mein Bruder Kurt und ich – wir besuchten damals gerade die dritte Klasse der Volksschule – eines Tages oben auf dem riesigen Dachboden entdeckten und sogleich näher untersuchten. Zu unserer Überraschung fanden wir darin an die zweihundert, in Holzwolle eingebettete, etwa eiergroße Porzellanköpfe, die auf ihren Hälsen die Aufschrift Beethoven trugen. Zuerst wussten wir nicht recht, was wir mit unserem Fund anstellen sollten, doch dann kam uns doch noch eine blendende Idee: Wir verwendeten sie als Ziel für die Schießwettbewerbe mit unseren Luftdruckgewehren. So wie wir es im Wiener Prater gesehen hatten, platzierten wir die Eierköpfe nebeneinander auf einem langen Dachbalken, um sie danach von unserem mit Triumphgeheul begleiteten Schüssen in tausende Splitter zerplatzen zu lassen.

Und wir trafen gut!

Es war ein halbes Leben später, als ich bei einem meiner regelmäßigen Besuche im Wiener Neustädter Dorotheum in einer der Vitrinen einen Gegenstand entdeckte, der mir irgendwie bekannt vorkam. Es handelte sich um einen etwa eiergroßen Porzellankopf mit der Aufschrift Beethoven, der im Freiverkauf für dreihundertfünfzig Euro angeboten wurde. Als auf mein Verlangen hin der Herr Obersensal, wie nur Stammkunden ihn nennen durften, das Ding mit spitzen Fingern behutsam aus der Vitrine nahm und mir dessen Rückseite zeigte, konnte ich mit Entsetzen die Bodenmarke erkennen: den goldfarbenen Schriftzug De Cente.

„Was haben Sie denn“, fragte mich besorgt der Herr Obersensal, „Sie sind plötzlich so blass geworden, darf ich Ihnen ein Glas Wasser bringen?“

„Nein, nein, nicht mehr notwendig“, antwortete ich, fast einer Ohnmacht nahe, „es geht schon wieder.“

Und dann erzählte ich ihm stockend die Dachbodengeschichte und endete mit den Worten: „Mein Bruder und ich ... wir zwei Vollidioten ... wir haben damals mutwillig ein

Vermögen vernichtet! Etwa zweihundert dieser Beethovenbüsten haben wir nur so zum Spaß mit dem Luftdruckgewehr abgeschossen ... zweihundert Beethovenbüsten zu dreihundertfünfzig Euro das Stück ... ich könnte mich in den Arsch oder sonst wohin beißen!“

Der Herr Obersensal hob daraufhin mahnend den Zeigefinger.

„Tun Sie das bitte nicht! Ihre Rechnung weist nämlich einen winzigen Denkfehler auf, wenn Sie schon entschuldigen wollen. Vergessen Sie nicht auf Angebot und Nachfrage.“

„Wie meinen Sie das?“ fragte ich und lehnte mich sicherheitshalber gegen einen barocken Schreibtisch.

Er holte tief Luft, wobei er den kleinen Porzellankopf noch immer hoch hielt. „Ist ja logisch: Je größer die Anzahl, die sich von einem Artikel auf dem Markt befindet, desto billiger wird derselbe. Mit anderen Worten ausgedrückt: Hätten Sie und Ihr werter Bruder damals auf dem Dachboden nicht diese zweihundert Beethovenbüsten vernichtet, so gäbe es heute auf dem Kunstmarkt eine wahre Inflation dieser Büsten und der Preis wäre daher um einiges tiefer anzusetzen. Ich schätze – höchstens fünfzig Euro das Stück.“

Er steigerte die Lautstärke seiner Stimme. „Dass es sich bei dieser wunderschön erhaltenen Beethovenbüste aus dem renommierten Hause De Cente um eine äußerst seltene und daher auch entsprechend teure Rarität handelt, verdankt das Wiener Neustädter Dorotheum daher einzig und allein Ihnen, lieber Herr Sedlak!“

Nach diesem Monolog lächelte er verschmitzt und fragte mich dann geschäftsmäßig und mit einer knappen Verbeugung: „Darf ich Ihnen den Beethoven gleich einpacken ... als Erinnerung sozusagen?“

Was blieb mir da schon übrig, als zustimmend zu nicken und in meinen Taschen nach der Kreditkarte zu suchen? Immerhin konnte es sich bei dieser Porzellanbüste, die künftig auf meinem Stutzflügel einen Ehrenplatz erhalten würde, durchaus um ein wertvolles Einzelstück handeln.

Christa Scheiwein

Marillenknödel

Ich verteile den Teig in meiner hohlen Hand. Er ist diesmal sehr gut gelungen, flaumig, nicht zu weich, lässt er sich gut um die Frucht schließen. Als ich die Marille hineinbette, ihre rote Wange nach oben, läuft mir schon das Wasser im Mund zusammen bei dem Gedanken an das Knödelessen. Dabei –

„Wagenschlüssel und Papiere liegen auf dem Gästebuch.“

– will ich sie ja erst einfrieren, für kalte Wintertage konservieren, um sie, wie ein Versprechen für Frühling, dann aufzutauen. Ob sich in der Truhe das Erfrieren von außen nach innen abspielt? Sicher. Die süße Frucht, gut eingepackt, erst einmal geschützt. Man sagt erfrieren sei ein schöner Tod. Warum eigentlich? Ist man zu diesem Zeitpunkt schon so erschöpft, dass man einschläft und gar nicht bemerkt, wie man auskühlt? Ist die innere Kraft und das Feuer, auf das man sich verlassen zu können glaubt, noch vorhanden? Wie lange kann man Kälte ertragen, kann man frieren ohne zu erfrieren?

Walter wünscht sich, hätte er die Wahl, in eine Gletscherspalte zu fallen, dort zu erfrieren. Das kann ich mir nur qualvoll vorstellen! Allmählich! Zehen/Gefühlsstarre/Fingerspitzen/Lippen/wortbrüchig/nach im Leben/nach am Leben/am Leben hängen/immer weniger das, was man einmal war/kalt bis in den Tod! Kann ich mir Tod überhaupt denken? Und dann in ungezählten Jahren als Kuriosum ausapern?

Walter schleicht leise vorbei, legt sich auf den Teppich neben mir, macht seine Morgengymnastik.

Bedächtig lege ich die fertigen Knödel auf das bemehlte Brett. Vorsichtig, keiner darf dem anderen zu nahe kommen, die Kälte soll gleichmäßig angreifen können. Wenn sie den Teig durchzogen hat, wird es der Marille an die Haut gehen. Ob sie die roten Wangen jetzt schon verliert, die Frische und Spannung, oder erst später? Wird der Saft im Fruchtfleisch in spitzen Nadeln kristallisieren, wenn man ihm genug Zeit lässt? Barmherziger wäre schockiefrieren, dann ist es schneller ausgestanden. Werden die Kristalle das Fleisch zerstören, die Haut durchstoßen, den Kern – nein, den keinesfalls, der wird überleben. Oder nicht? Wird er keimfähig bleiben? Beim Kochen sicher nicht! Hätte ich ihn vor dem Einfrieren durch ein Stück Würfelzucker ersetzen, ihn zum Müll werfen, entsorgen sollen? Bei Mandeln will man ein bisschen Bitterkeit schmecken, auch wenn sie von Blausäure stammt.

Räuspern, nervöses Hin-und Hergehen. Ich bin schon wieder zu spät dran!

„Gleich, ich komme, du kannst die Knödel schon einfrieren.“

Roswitha Schmit

Steinzeit

Mit gebeugtem Rücken, seltsam verrenkt, stochern sie in den Steinen, hauchen ihnen Leben ein. Für Momente richten sie ihre Augen auf Kleinode, erwecken die Farben, sehen in Linien und Flächen bedeutsame Botschaften, Fingerzeige oder ungewöhnliche Ornamente, deuten Verfärbungen als Landkarte, Embryo oder Salamander ...

Wie eine Seuche zieht sich dieses Suchen und Finden über den Strand. Die Steine spielen mit, glitzern und funkeln, schillern und leuchten und spiegeln neben dem Sonnenlicht Wünsche, Träume und Phantasien derer wider, die sie auflesen.

Erst am Abend, wenn die Sonne ihre Scheinwerfer abgedreht hat, der Strand still und verlassen daliegt und sich selbst gehört, dürfen die Steine wieder das sein, was sie immer waren: in Materie gefasste Zeit.

Diana Wiedra Dekameron Boccaccio

Der Flohmarkt. Ich meine nicht den beim Naschmarkt, wo man nascht, sondern den anderen, in Groß-Enzersdorf, im Autokino. Samstags ist er geöffnet.

Alte Bücher, das ist es, was mich anzieht. Während die Pornohefte gut sichtbar und griffbereit auf den Tischen ausgelegt sind, stehen die Schachteln mit den Büchern auf dem Boden herum, man muss sich hinsetzen, um darin zu kramen. Das bedeutet, dass nach fünf Minuten die Beine taub sind und das Kreuz schmerzt. Des Menschen Wille aber ist sein Himmelreich, oder wie die Russen sagen – dein Wunsch wäre dein sicherstes Gefängnis.

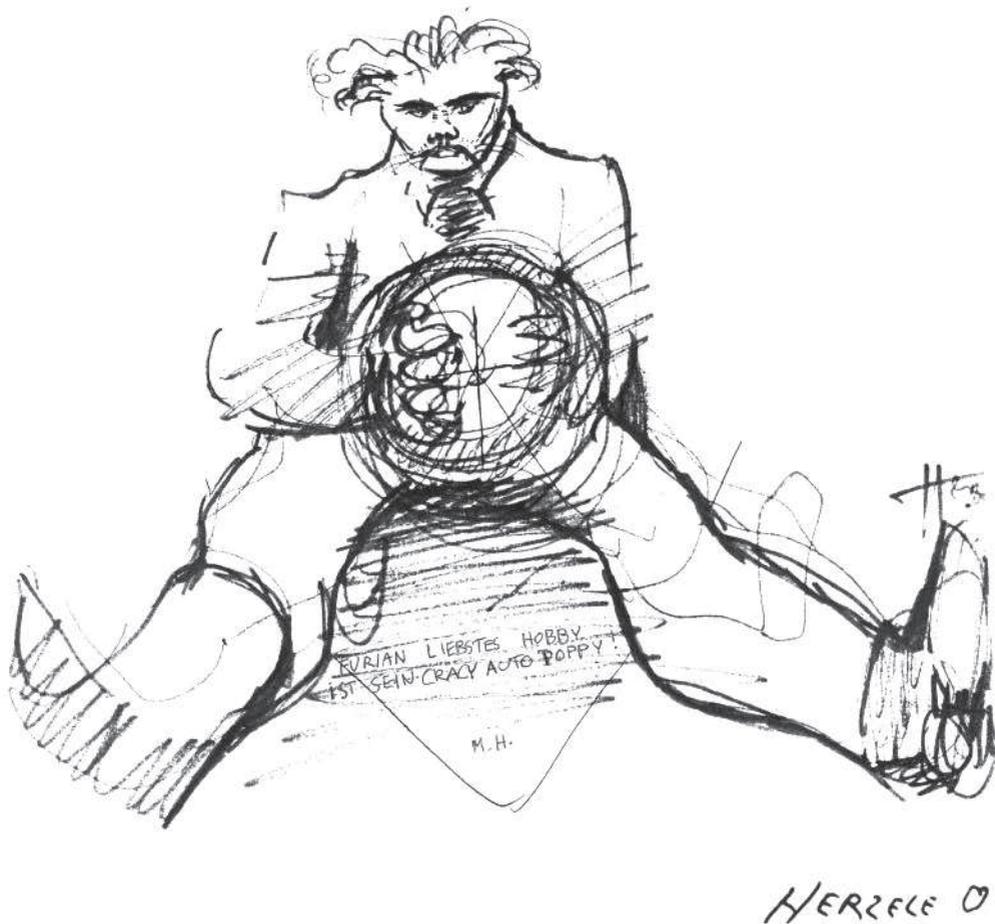
Ich schau mir die Bücher an. Eins nach dem anderen. Wenn ein Buch in einem schlechten Zustand ist, beschmutzt und beschädigt, dann will ich es nicht, nicht einmal umsonst. Solchen Büchern sollte man ein feierliches Begräbnis veranstalten, und die Täter mit lebenslanger Verachtung strafen. Das zerlesene Buch hingegen, das ist etwas ganz anderes! Alte Bücher haben etwas Heimeliges, Anziehendes, etwas, das protzig-vulgäre Polyäthylenumschläge niemals haben. Das alte Buch ist bescheiden, du spürst seine Wärme, wenn du es in die Hand nimmst. Zwischen den vergilbten Seiten verstecken sich die Schatten derjenigen, die es einmal lasen. Das alte Buch hat eine Seele, zusammengesetzt aus Seelenteilchen, die seine Leser in ihm zurückgelassen haben.

Ich hatte eine Cousine, die las alles, was sie in die Hände bekam. Sie mochte aber nur neue Bücher, und sie fühlte sich betrogen, wenn sie entdeckte, dass ein eben erst gekauftes Buch bereits von jemandem durchgeblättert worden war. Mit ihren Kleidern verhielt sie sich ebenso. Nie sprach sie darüber, was sie gerade las, nie teilte sie ihre Gedanken über Lektüre mit. Gelesenes landete direkt in den Vorratskammern ihres phänomenalen Gedächtnisses, wo niemals etwas verloren ging. Sie war imstande, einen Roman, den sie zehn Jahre zuvor gelesen hatte, in allen Details nachzuerzählen. Meine Cousine bewahrte die Bücher nicht auf, wozu auch, sie waren ja in ihrem Gedächtnis sicher verwahrt! Ihre Kleider trug sie auch nie lange, nach ein paar Mal verkaufte sie sie weiter, und die gelesenen Bücher verschenkte sie an ihre Freunde.

Ich hingegen mag keine ungelesenen Bücher. Immer, wenn ich ein neues gekauft hatte, bat ich meine Cousine, es zuerst zu lesen. Der Geruch von frischer Druckerfarbe ist mir unangenehm, ich will, dass ein Buch nach einem Menschen riecht. Stellen Sie sich vor – Adam bevor Gott ihm seine Seele eingehaucht hat, oder die von dem Pygmalion geschaffene Galatea, die bereits existiert, aber noch nicht lebt. Ungefähr so ist ein ungelesenes Buch für mich.

Aus den Tiefen einer Schachtel mit alten Zeitschriften fische ich etwas in dunkelgrauem Buchbinder-Kaliko heraus – es ist das deutsch-russische Militärwörterbuch. Geboren..., pardon, erschienen 1936.

Der Zauber des Flohmarktes besteht auch darin, dass man hier handeln kann. Wie billig die Sache auch angeboten wird, du kannst immer versuchen, den Preis noch zu drücken. Wiener Flohmärkte unterscheiden sich von östlichen Märkten vor allem dadurch, dass Österreicher sich nicht ärgern. Sie werden nicht nervös, wenn der Käufer handeln will, sie halten sich an die Spielregeln, bleiben freundlich und lächeln. Es ist aber schwierig,



Furians liebstes Hobby ist sein crazy Auto Poppy

die eigene Begeisterung zu verbergen – wenn du etwas heiß Ersehntes gefunden hast und dir dein Entzücken anmerken lässt, kannst du dir den Rabatt gleich abschminken. Ich fördere auch noch das kleine englische Taschenwörterbuch zutage, in einem entzückenden dunkelroten Umschlag. Brauche ich das denn? Wozu? Es ist aber so hübsch. Geritzt! Gekauft! Gleich danach finde ich ein Schulwörterbuch zu „Ilias“ und „Odyssee“, herausgegeben im Jahre 1919. Was für Illustrationen! Was für Zeichnungen! Ich zittere fast vor Begeisterung und vergesse zu handeln.

Es schien also der Tag der Wörterbücher zu sein, die für mich als Übersetzerin natürlich einen besonderen Reiz haben. Meine Schatzsucher-Freude ist aber noch nicht restlos befriedigt. Irgendwas fehlt mir noch.

Dieser Flohmarkt ist so groß wie ein Stadion, nicht so beengt wie der am Naschmarkt. Österreicher verkaufen hier ihre Trophäen zahlloser Weihnachten, Chinesen und Vietnamesen bieten Plastikfeuerzeuge, Brieftaschen, Damenunterwäsche an. Sie leben davon. Zigeuner handeln mit fast neuen Kleidungsstücken, die oft von überraschend hoher Qualität und Unversehrtheit sind, was auf die Gedanken bringt, wo haben sie diese Schätze her? Die professionellen Antiquitätenhändler kaufen am frühen Morgen den Unbedarften alles objektiv Wertvolle ab und legen Provisionen fest. Ihre Bücherbestände sind erstklassig, ihre Preise auch. Wie im hochangesehenen „Dorotheum“.

Und dann noch ein Fundstück. Der gedämpfte korallenfarbige Umschlag ist mit einer feinen Zeichnung verziert: Ein riesiges Bett unter dem Baldachin, das ich im ersten Moment für eine Bühne mit halb offenem Vorhang halte. Ein kleines Format, aber doch ziemlich dick, scheinbar Dutzende Male gelesen, es war konkurrenzlos in seiner Zeit.

Zum ersten Mal hatte ich von diesem Buch gehört, als ich zwölf war. Meine Mutter unterhielt sich darüber mit ihrer Freundin, mit leiser, verhaltener Stimme. Diese Stimme hat mich hellhörig gemacht. Der Titel des Buches schien mir seltsam – „Dekamerobokatscho“, er hat sich mir eingepägt, die Süße der verbotenen Frucht ...

Das Papier, war es von vornherein so zart-gelblich oder ist es auf wunderbare Weise gealtert? Hauptsache, die Stiche sind da! Sie sind voller ausdrucksvoller Details. Gleichzeitig fühlen sie sich fein und bescheiden an. Ein Buch voller wunderbarer Geheimnisse. Der Verkäufer will nicht viel für dieses Buch. Als ich aber zahle, begreift er, dass er zu wenig verlangt hat – für dieses Buch wäre ich bereit gewesen, eine beliebige Summe zu zahlen ...

Ich drücke den neu erworbenen Schatz an meine Brust, und mir ist gar nicht bewusst, dass ich bereits zielstrebig Richtung Ausgang unterwegs bin. Nichts mehr interessiert mich, ich habe endlich gefunden wonach ich lange gesucht hatte. Eine tiefe Befriedigung und ein Gefühl angenehmer Entspannung überkommt mich. Ein zauberhaftes Gefühl, irgendwie vertraut...

Endlich zu Hause, blättere ich andächtig die Seiten durch... wonnevoll... Boccaccio. „Dekameron“ ...

Margarete Karetta

Buchleben

Erregt stehe ich in dem Gasthaus „Zur Eisernen Hand“, das in Wirklichkeit „Fischl“ heißt, und überlege, trotz des starken Regens diesen Raum wieder zu verlassen, da er vollbesetzt ist und die Luft verpestet von diesen qualmenden Männern, denn ich sehe keine einzige Frau. Was nicht stimmt, das mit keiner Frau, denn dort hinten im Eck entdecke ich die Gemischtwarenhändlerin. Und sie muss die Gemischtwarenhändlerin sein, da sie genau so aussieht, wie in dem Buch beschrieben, das ich fest in meiner Hand halte. Aber sonst nur zigarettenqualmende und laut vor sich hingrölende Männer, die alle einen schwarzen Mantel tragen und einen ebenso schwarzen Schlapphut, so, wie ich sie mir nach dem Lesen vorgestellt habe. Was natürlich auch nicht ganz richtig ist, das mit den Mänteln und dem Hut, denn in Wahrheit sitzen sie in ihren karierten Hemden oder Waldjankern und Joppen da, dennoch bin ich mir sicher, nur Schwarzgekleidete zu sehen, die, kaum bemerken sie mich, mit einem Schlag verstummen, um anschließend, eben habe ich mich aus meinem viel zu engen und obendrein feuchten Mantel geschält, noch lauter zu brüllen. Denn sie schauen zu mir und lachen und stecken sogleich wieder ihre roten Köpfe zusammen, genauso wie die Kilber heute Vormittag, als ich aus der Mariazellerbahn gestiegen bin, um schnellstens auf den Friedhof zu gelangen, denke ich mir, während ich mich an den einzig freien Tisch setze, gleich neben dem grünen Kachelofen. Denn sie haben schon auf dem Bahnhof ihre Köpfe zusammengesteckt und getuschelt und immer wieder zu mir herübergesehen, was ich mir beim besten Willen nicht erklären konnte. Ich war doch noch nie in diesem Ort! Aber verfolgten mich mit ihren Blicken, bis ich endlich hinter der Friedhofsmauer verschwand, um das Grab der Joana aufzusuchen, die natürlich auch nicht Joana hieß, sondern Elfriede Slukal, aber nur bei Bernhard, denn in Wirklichkeit soll sie Sklusal geheißen haben, diese Frau, die sich in ihrem Elternhaus aufgehängt hat. Nicht in Wien, wo sie gelebt hatte, sondern hier im niederösterreichischen Kilb, habe ich gelesen, in dem Buch, das nun vor mir liegt, auf dem Tisch und völlig durchweicht ist durch den Regen, während ich das Bild von der aufgehängten Joana nicht loswerde. Obwohl ich ihr nie begegnet bin, sehe ich den aufgeschwemmten Körper dieser armen Frau, wie er von dem Dachbalken baumelt, während sich hier die Männer wieder zuprosten, um danach erneut zu mir herüberzugaffen. Was mir höchst unangenehm ist, weshalb ich schon daran denke, wieder aufzustehen, um dieses grölende Lokal zu verlassen, auch wenn ich, verfolgt von ihren dumpfen Blicken, ein zweites Mal quer durch diesen Raum gehen müsste. Oder überlege, ihnen doch die Zunge zu zeigen. Was mich auflachen lässt, dieser Gedanke, werde aber in meiner Fröhlichkeit unterbrochen, denn die Kellnerin steht vor mir, um meine Bestellung entgegenzunehmen. Kann mich aber nicht entscheiden, ob ich ein Gulasch möchte, oder vielleicht doch die Essigwurst mit Zwiebeln, während die Kellnerin unruhig wird. Denn sie hätte schließlich auch andere Gäste! Weshalb ich aus Übermut beide Gerichte bestelle. Und zwei Semmeln dazu. Und sehe, während ich warte, aus dem

Fenster, wo gerade ein Buchensarg vorbeigetragen wird. Was mir nicht ungewöhnlich erscheint, hier, gleich neben der Kirche. Und denke an den heutigen Friedhofbesuch und das Selbstmördergrab und den Pfarrer, der eiligen Schrittes hinüber zur Leichenkammer ging und sich bemühte, geradeaus zu schauen, weshalb ich überzeugt war, dass er längst wusste, dass ich vor dem Grab der Joana stand, so, wie er mich ignorierte. Hörte mich aber trotzdem über die Grabsteine rufen. „Grüß Gott, Herr Pfarrer!“ Und tatsächlich, er blieb stehen, drehte sich in meine Richtung und schrie, dass sie gar nicht hier liegen dürfe, diese Selbstmörderin! Sie nicht! Brüllte er, und das mit erhobenem Zeigefinger, ohne ihn tatsächlich gehoben zu haben, diesen Finger, da es nur sein Tonfall war, der dieses Bild in meinem Kopf entstehen ließ, denke ich mir, nachdem ich die Essigwurst gegessen hatte. Und rannte nach dieser Begegnung heraus aus dem Friedhof, da es zu regnen begonnen hatte, worauf ich schon gewartet habe, auf diesen starken Regen, da es auch beim Begräbnis der Joanna geschüttet hat, habe ich gelesen, in meinem Buch, lachte ich und lief fröhlich hinein in die „Eiserne Hand“, in der ich nun sitze, um die zweite Semmel genüsslich in meinen Gulaschsaft zu tauchen, weshalb ich nicht verstehen kann, dass ein Komponist, dessen Name mir entfallen ist, seine Portion in Richtung Küchentüre geschleudert hat. So wütend war er damals nach der Beerdigung, beim Leichenschmaus. Und glaube, selbst jetzt noch Flecken auf der Holzverschalung zu erkennen. Auch wenn es nur Einbildung ist, sehe ich sie, während sich knarrend die Eingangstüre öffnet und Joana den Raum betritt, um anschließend zwischen den vollbesetzten Tischen hindurchzutanzten. Was natürlich Unsinn ist! Aber ich kenne dieses aufgedunsene Gesicht, über das ich so viel gelesen habe, denke ich mir. Und zahle, während Joana, trotz ihrer krankhaften Wasserbeine ständig hüpfend, ihren Weißwein bestellt. Sie sieht zu mir herüber, nimmt gleichzeitig die Zweiliterflasche unter ihren Arm und lächelt. Nein, ich täusche mich nicht. Denn sie hüpfet und lächelt mir freundlich zu. Was mich verwirrt, natürlich! Weshalb ich nach meinem Mantel greife und hinaus ins Freie stürze. Und laufe in den nicht enden wollenden Regen. Werde aber unvermutet zurückgehalten, um anschließend in das Gesicht eines Mannes zu blicken, der einen knöchellangen, schwarzen Mantel trägt und einen Schlapphut oder vielleicht auch nicht, mir aber mein nasses Buch unter die Nase hält, das ich auf dem Tisch vergessen haben muss. Hastig reiße ich es ihm aus der Hand und laufe weiter, denn ich möchte nur zurück, zurück nach Wien, und laufe ...

Maria Gornikiewicz

Überschwemmung

Nach diesen Rezepten hat sie kein einziges Mal gekocht. Es ist der Rohstoff ihres Leben, vielfältig und umfangreich. Auf Grund ihrer Reiseunterlagen ist sie kein einziges Mal unterwegs gewesen.

Hier ist nicht von den Tröstungen ihrer Bücher die Rede, die fast alle Wände sprengen. Aber ihre Dinge sind auch aus Papier, buntem, weißem, dünnem, dickem, bedrucktem, beschriebenen. Es geht um Zeitungsausschnitte, Kataloge, Magazine, Notizen, alles Hinweise auf das Leben.

Sie bilden viele hohe Stapel, die in allen ihr zur Verfügung stehenden Räumen verteilt sind. Beim Suchen färbt Druckerschwärze ihre Hände, die Brille läuft an, weil sich Schweißausbrüche häufen, sie muss den Kopf schütteln, weil ihr manches fremd vorkommt. Doch sie hat es selbst bewahrt in all den Jahren, der Wichtigkeit halber. Sie will nicht, dass ihren Erinnerungen der Atem ausgeht. Dagegen kämpft sie. Diese Papiere sind ihre Soldaten, ein unüberschaubares Heer.

Sie ist in einer Sackgasse.

Das Geschriebene fremdelt, obwohl es ihre Schrift trägt. Das hat doch sie erfahren, festgehalten das Gewesene, anderen Menschen in Hand gegeben, die längst tot oder aus den Augen verloren sind. Eine Last, die ermüdet.

Einmal hat sogar jemand gedichtet, und das ist diese Frau gewesen. Da ist etwas aufgebaut, das gewartet werden muss. Es kommen regelmäßig neue Erkenntnisse auf Papier und Vorhaben aus dem All und Gedanken, die aufgeschrieben werden müssen. Die Gewalt der Sammlungen bleibt immer gleich, ihre Beschäftigung damit erfüllt die Tage. Unleserliches muss weg, einstige Notizen, die keinen Sinn ergeben, werden schweren Herzens entsorgt, nachdem sie lange darüber nachgedacht hat. Immer wieder spielt die alte Frau eine Märchenszene. Die Guten ins Töpfchen, die schlechten ins Kröpfchen. Sie will auch keine unnötigen Erinnerungen töten, lieber mit ins Grab nehmen. Denn die Verzweiflung kommt, wenn sie etwas sucht, das plötzlich wieder aktuell geworden wäre. Gerade das hat sie weder im Kröpfchen noch im Töpfchen. Es verrottet jammervoll auf irgendeiner Müllhalde. Was keine Gültigkeit hat, ist noch zur Stelle. Diese Filme werden längst nicht mehr gespielt, die rezensierten Bücher sind nicht mehr von Interesse, die Wandervorschläge für sie unausführbar.

Wann hat sie aufgehört zu leben, und wann hört sie endlich auf, alles zu sammeln, das sie anspricht, einzusortieren, einzuordnen in diese unendlichen Papierzeiten. Es war einmal und ist nicht mehr, nur Hinweise gibt es gehäuft. Zwischen ihnen irrt sie hin und her auf der Suche nach dem Fassbaren. Und dann erhascht sie etwas. Es wird zum dritten Mal gelesen und ist neu wie beim ersten.

Für aufnotierte Sendungen ist es längst zu spät, Veranstaltungen sind schon gelaufen, aber die kleinen Zettelchen gibt es noch. Vorhaben-Listen bedecken die Rückseite von Kassabons, werden von Klammern zusammengehalten.

Die Frau, die das tut, ist nicht egoistisch, denn sie weiß oder hat Ahnungen, was ihre Umgebung interessieren könnte. Also gibt es für alle einen eigenen Stapel, namentlich beschriftet. Aber Freunde kommen selten, sie wird auch fast nie eingeladen, weil sie immer viel zu viele Unterlagen mitbringt, ihre papierene Zuneigung. Glanzstücke ihrer Sammlungen, die immer wieder Ergänzungen erfahren. Viele Seufzer stecken dahinter. Aber einem neuen Thema, einem neuen Land, einem plötzlichen Interesse wohnt ein Zauber inne. Am Anfang ist es Glück, dann wird es Last. Noch sind es keine Tonnen, aber die Zeit vergeht, und die Jahressammlungen werden zum Jahrzehntedruck, ihre Augen schlechter, ihre Hände unsicher, ihr Gedächtnis verabschiedet sich langsam.

Muss Lektüre Schwerarbeit sein, die ihre Stapel zu unlösbaren Problemen stilisiert? Woher kommen die drohenden Schachteln, Kisten, Ordner und Hefte, die prallen Fotoalben. Alles ist schwer. Oft erfasst sie ein Schwindel, und sie taumelt von einem Raum in den anderen auf der Suche nach einem Papier. Kann es sein, dass sie immer kleiner wird und diese Dinge immer größer? Natürlich hätte sich gerne jemand mit dem Versprechen eingeschlichen, er würde ihre Zimmer aufräumen und alle Stapel wegschaffen. Sie hat das nie gestattet, weil davor eine gründliche Sichtung zu geschehen hätte. Solche Brutalität wird hier nicht Platz greifen.

Diese Dinge sind ihr zugestoßen, sie braucht die papierene Erleuchtung und lässt sich von keinem in die Knie zwingen. Kleinigkeiten machen doch die Summe ihres Lebens aus und werden sie nicht erdrücken. Sie hütet sich, ihr Papier zu verfluchen. Es hat ihr oftmals geholfen, jetzt muss sie ihm helfen.

Ist es doch eine flüchtige Lust, nach langem Suchen etwas zu finden. Eben weil sie mit diesen Dingen sorgfältig umgeht, sie wartet, sie in schlaflosen Nächten mit ins Bett nimmt, diese eingesammelten Splitter, den Rohstoff des Lebens. Der sie überschwemmt hat.

Der Fluch der Dinge macht sie sogar sicher. Denn irgendwo steht geschrieben, dass manche Menschen ihre Sicherheit vorwiegend aus dem Gleichbleiben ihres Elends gewinnen.

Herbert Jan Janschka

Der Dichter

In ihm sind die Worte aufgespart.
Sie warten nur auf ihren Grund.
Er ist ihre Gegenwart
und sein Schreiben ist ihr Mund.

Er bringt jedes Ding zum Leben,
alles drückt sich durch ihn aus.
Er bringt jeden Stein zum Schweben.
Vor jedem Vorhang klingt Applaus.

Er bringt jeden Sinn zur Sprache,
das fällt ihm schwer und manchmal leicht.
Jeder Einfall wird zur Sache,
der irgendwann sein Ziel erreicht.

In ihm sind die Worte stumm bereit,
die etwas Großes ihm gelieh'n.
So sind sie beide Ewigkeit -
er durch das Wort und das durch ihn.

Dietmar Grieser

Ein sonderbarer Schatz

Es war nichts als eine Marotte, und wie so manche meiner Marotten habe ich auch diese eines Tages abgelegt – zugunster neuer, anderer Marotten. Kein einziges Exemplar jener Sammlung, von der ich erzählen will, ist erhalten geblieben. Doch lang genug habe ich sie gehütet wie einen Schatz – gehütet, vermehrt und Jahre später, als es mir dann doch zu viel geworden war, im Altpapiercontainer entsorgt: meine in fünf Kontinenten zusammengesammelte Hotelbriefpapiersammlung.

Es war ein Schatz, der in meiner angeborenen Neigung zum Briefschreiben gründete, dem zugleich aber immer auch ein Hauch von Hochstapelei anhaftete, gepaart mit Kleptomanie light. Denn ich begnügte mich bei meinen Beutezügen in den Schreibtischladen der Nobelhotels niemals mit jenen, zwei drei Exemplaren, die mir als Gast zustanden, sondern raffte sie in großem Stil an mich, je nach Bestand in ganzen Stößen, dicken Bündeln.

Wieso tat ich das? War es die Lust, meine meist allzu kurz bemessenen Hotelaufenthalte solcherart dinghaft festzuhalten, haptisch zu vertiefen, virtuell zu prolongieren? Oder war es, als ich daranging, sie Stück um Stück zu verbrauchen und für meine laufende Korrespondenz zu nutzen, schiere Angeberei? Wollte ich mich – wenn schon nicht mit fremden Federn – umso mehr mit fremden Papieren schmücken? Wollte ich meinen Briefpartnern den Weitgereisten, den Luxuspassagier, den Mann von Welt vorgaukeln? Es war in den 1970er Jahren, als meine Sucht einsetzte. Ich schrieb damals an meinen ersten Büchern; Projekte wie „Schauplätze der Weltliteratur“ oder „Irdische Götter“ führten mich in viele, auch ferne Länder, und unter den Hotels, in denen ich während meiner Rechercheaufenthalte logierte, waren – insbesondere, wenn ich von mäzenatisch gesinnten Gastgebern dazu eingeladen worden war – Spitzenbetriebe von internationalem Rang. Und als mit den ersten Bestsellererfolgen die Tantiemen zu fließen begannen, konnte ich nicht widerstehen, mir ab und zu auch aus der eigenen Tasche Unterkünfte zu leisten, die so klingende Namen hatten wie Waldorf-Astoria, Raffles oder Ritz.

Allen diesen Absteigen war neben ihrer üppigen Ausstattung eines gemeinsam: Sie boten ihren Gästen, zumeist in hochwertigen ledernen Mappen verstaut, ihr hauseigenes Briefpapier an: edle Blätter, elegante Kärtchen, gefütterte Kuverts – und alles mit den stolzen Insignien des Hauses bedruckt.

Welch ein Genuß, die im Verlauf meiner Reisen anfallende Post unter so illustren Absenderadressen wie Hassler, Atlantic oder Savoy abzuwickeln! Auch Briefschulden, die sich noch daheim, lange vor meiner Abreise, angehäuft hatten, trug ich, statt meine Rückkehr abzuwarten, von unterwegs ab: Alle Welt sollte sehen, was für ein feiner Pinkel ich geworden war.

Doch es blieb nicht dabei. In einem nächsten Schritt meines Hotelbriefpapierrausch ging ich dazu über, auch die in den Schreibmappen verbliebenen Reststücke einzusammeln, in meinen Koffer zu packen und nach Wien mitzunehmen, damit ich auch von dort

aus mein Blendwerk fortsetzen konnte. Ja, es kam vor, daß ich mich an Orten, wo ich weniger glanzvoll einquartiert war, in die Lesezimmer fremder Hotels einschlich, um mich auch an deren Briefpapier zu bedienen. Ganz wohl war mir dabei nicht: Stellte ich mich mit meinen Machenschaften nicht auf eine Stufe mit jenen Plünderern, die in ihren Absteigen Aschenbecher und Sektgäser, Handtücher und Sofakissen, ja mitunter ganze Badezimmerarmaturen mitgehen lassen? Hörte man nicht immer wieder von Hoteldektiven, die eigens dafür engagiert waren, die dreisten Raubzüge abreisender Gäste einzudämmen? War, was ich tat, noch innerhalb der Grenzen des Erlaubten?

Ein Vorfall in einem der Fernoststaaten, in dem ich mich einige Tage aufgehalten hatte, war es, mit dem ich mein Gewissen zu beruhigen versuchte: Hatte man mir nicht in einem der dortigen Hotels sogar mein eigenes, mein ganz persönliches Briefpapier gedruckt?

Es war in Taipeh gewesen, im Grand Hotel, damals unter allen Nobelherbergen des Inselstaates die unbestrittene Nummer eins. Heute, wo keiner mehr Briefe schreibt und auch von den Hotelzimmern aus nur mehr gemailt, getwittert und gefacebookt wird, ist ein solcher Service kaum noch vorstellbar – er ist mir haargenau in Erinnerung:

Ich checkte ein, überließ mein Gepäck dem bereitstehenden Personal, trat, von einem der Boys geleitet, den Weg zu meinem Zimmer an. Nachdem ich dieses in Augenschein genommen und für gut befunden hatte, machte ich mich daran, mich in meiner Bleibe einzurichten, und wartete auf das Gepäck. Wieso dauerte das so lange? Ich wurde ungeduldig. Endlich traf die Brigade ein, drei Mann hoch. Zuerst der Kofferträger, sodann der Haustechniker, der mich über die diversen Facilities meiner Bleibe instruierte, und schließlich, mit merklicher Verspätung, ein weiterer Bediensteter, der ein elegantes silbernes Tablett in Händen hielt. Eine Erfrischung für den ermatteten Ankömmling? Ein Begrüßungscocktail? Ein Snack?

Nichts von alledem. Sondern Briefpapier. Und zwar Briefpapier der besonderen Art: nicht nur mit dem Logo des Grand Hotels, sondern auch mit meinem Namen ausgestattet. Es war, wie sich herausstellte, eine der Attraktionen des Hauses: Traf ein neuer Gast ein, leitete die Reception in Windeseile dessen Namen an die Hausdruckerei weiter, und bevor der Ankömmling noch seine sieben Sachen auspacken und in den Kästen verstauen, Dusche und Schlafstatt erproben oder den Fernseher einschalten konnte, hielt er auch schon sein ureigenes, sein ganz persönliches Briefpapier in der Hand.

Dies war das Schlüsselerlebnis, das mich zum Sammler gemacht hat. Zum Sammler von Hotelbriefpapier.

Edith Sommer die kassette

„... und was ist in dieser kassette?“, fragte sie ihren mann und nahm eine mit braunem leder überzogene versperrte kassette aus der lade einer schwarzen „kredenz“, die zwischen den zwei straßenseitigen fenstern stand und bestandteil einer jugendstilgarnitur war, die das mobiliar des zimmers bildete. „Hast du einen schlüssel dazu?“ – Die kassette war so vollgestopft, dass man sie einst mit gewalt verschlossen haben musste, ein dünner spalt klaffte zwischen ober- und unterteil. Sie liebte dieses zimmer nicht, das ihr mann als „speisezimmer“ bezeichnete, weil es außer zwei kredenzen auch noch einen schwarzen ausziehtisch und sechs sessel enthielt. Sie hatten hier auch noch nie gegessen, seit sie nach der hochzeit ihre eigene wohnung verlassen und in die ihres mannes eingezogen war. Sie aßen immer in dem nachbarzimmer, dem „biedermeierzimmer“, dessen möbel in warmen brauntönen mit grüngestreiften polsterstühlen und einem runden tisch ihrem wesen viel eher entsprachen. Im schwarzen zimmer käme sie sich vor wie bei einer „aufbahrung erster klasse“ sagte sie. Trotzdem versuchte sie, irgendeinen zugang zu den ihr unheimlich erscheinenden möbelstücken zu finden, mit denen ihr mann ja aufgewachsen war.

„Ich weiß nicht, wo der schlüssel ist“, sagte ihr mann, „aber das werden wir gleich haben.“ – und er brachte aus seiner werkzeugkiste im vorzimmer ein stemmeisen, setzte es an – und die kassette war offen. Eine menge zusammengefalteter briefe quoll aus ihrem inneren. „Ach, das sind die briefe vom gustl“, sagte ihr mann, „mit dem meine mutter verlobt war, bevor sie meinen vater heiratete. Du kannst sie lesen, wenn du willst.“ – Das tat sie.

Die mutter ihres mannes war botanikerin. Sie hatte in den zwanzigerjahren an der wiener universität ihren dr.phil. gemacht und anschliessend als wissenschaftlerin in ihrem spezialgebiet, den heimischen heilpflanzen, weitergearbeitet, hatte eine anstellung am wiener botanischen garten erhalten und hatte die möglichkeit, auf – der universität gehörenden – versuchsfeldern in der umgebung wiens die von ihr zum anbau empfohlenen heilpflanzen anzubauen und ihr wachstum wissenschaftlich zu verfolgen. So verfügte sie für ihre fahrten über einen eisenbahnausweis, den sie jedoch auch für weitere fahrten nutzen konnte. Als mitglied des alpenvereins pflegte sie an den wochenenden größere und kleinere wanderungen im kreise gleichgesinnter zu unternehmen. – es war die zeit der „wandervögel“...

Bei einer dieser wanderungen lernte sie offenbar den briefschreiber „gustl“ kennen, einen jungen eisenbahningenieur. Langsam kam man einander näher, die wanderungen in der gruppe genügten nicht mehr. Man schrieb einander briefe, die von seiner seite aus immer zärtlicher wurden. Es war „die große liebe“, wie es schien. Man beschloss zu heiraten. Man kaufte sogar schon möbel – das „schwarze jugendstilzimmer“, das damals gerade „modern“ war. Vielleicht entsprach es auch dem wesen gustls, der manchmal

mitten im plänemachen – wie von einer dunklen hand zurückgerissen – in dumpfe traurigkeit versank.

Ganz zuunterst lag ein brief, der in einem umschlag steckte, auf dem name und adresse der mutter ihres gatten voll ausgeschrieben waren, der aber keine briefmarke trug. Darüber lag ein zusammengefaltetes blatt einer tageszeitung, auf der der bericht eines lokalreporters mit bleistift eingerahmt war. Unter der überschrift „selbstmord am hochzeitstag“ konnte man ungefähr folgendes lesen: am heutigen morgen fand man in einem hotel der inneren stadt die leiche eines jungen mannes, der mittels eines revolvers seinem leben ein ende bereitet hat. Neben ihm lag ein nicht verschlossener brief, der an eine dame gerichtet war, und der von der mordkommission geöffnet und gelesen wurde. Es handelte sich um einen liebes- und zugleich abschiedsbrief. Der junge mann beteuert der dame seine übergroße liebe, die es ihm nicht erlaube, durch eine heirat mit ihm ihr leben in gefahr zu bringen. Durch eine jugendliche unbesonnenheit, die er heute aufs bitterste bereue, litte er seit einigen jahren an syphilis, habe sich gewissenhaft sämtlichen von den ärzten angebotenen behandlungen unterzogen, wobei man ihn bereits vor einigen monaten als geheilt erklärt habe, wage es aber dennoch nicht, durch sein defektes leben ihren reinen körper zu gefährden. So ziehe er es vor, diesem seinem leben ein ende zu bereiten und bitte sie flehentlich, ihn zu verstehen und ihm zu verzeihen. – Der junge mann bat, den brief zu verschließen und ihn noch diesen morgen, der sein hochzeitsmorgen werden sollte, seiner braut mit der nötigen diskretion zukommen zu lassen.

Die mutter ihres mannes erhielt also an ihrem hochzeitsmorgen den abschiedsbrief ihres verlobten und legte ihn zusammen mit seinen anderen briefen und dem zeitungsausschnitt (der offenbar durch „indiskretion“ in ihre hände gelangt war) in die leere kassette, versperrte sie und schloss sie in der lade der kleinen kredenz des „schwarzen jugendstilzimmers“ ein. Sie behielt das jugendstilzimmer, auch als sie später einen land- und forstwirtschaftsingenieur heiratete. Wahrscheinlich hat sie später auch einmal ihrem sohn die geschichte ihrer ersten liebe erzählt und die briefkassette gezeigt ...

Bis zu seiner heirat behielt auch dessen sohn das „jugendstilzimmer“. Seine gattin jedoch konnte die abneigung gegen das „schwarze zimmer“ nicht überwinden. Es gelang ihr, ihren mann dazu zu bringen, die zimmereinrichtung im computer zum verkauf anzubieten. Es fand sich ein käufer und dieser ließ die möbel abtransportieren.

Die originalbriefe befinden sich heute in der „sammlung frauennachlässe“ der universität wien.

Die kassette dient zur aufbewahrung alter fotos.

Alexander Worsch**K**

K. liebt die Zeitung. Er liebt es, sie zu lesen. Er verliert sich gerne in den Seiten, riecht an dem Geruch der Tinte. Jetzt im Moment sitzt K. auf einer Bank. Er liest die Zeitung von gestern. Ja aber warum denn die gestrige?, werden Sie sich bestimmt fragen und meine Antwort klingt wohl für Sie wie frei erfunden, jedoch ist es die volle Wahrheit. Es ist nämlich so, dass ein gewisser Herr L. die Bank immer eine Stunde vor K. besetzt. Durch einen Zufall kam es dazu, dass L. seine Zeitung nun einmal auf der Bank vergaß, ganz zugunsten K.'s. Seit diesem Tag – es ist mir nicht erklärbar warum – lässt L. seine Zeitung immer auf der Bank liegen.

K. ist schon fast durch, auf Seite 24, bei den Horoskopen, oder wie sie von K. oft in Gedanken bezeichnet werden: die „Horroskope“. K. ist nämlich nicht im Geringsten abergläubisch, müssen Sie wissen. Am Arbeitsplatz hat er einen Kollegen, welcher immer zutiefst beeindruckt von diesen Wahrsagereien zu sein scheint. K. ist sehr genervt von ihm und zeigt in keinster Weise Verständnis dafür. Er vermeidet jegliche Art der Konversation mit ihm, da sie früher oder später immer auf dieses eine Thema hinausläuft.

K. ist nun fertig. Er erhebt sich nach langem Sitzen von der Bank. Die Zeitung unter seinem Arm. Er nimmt jedes Exemplar mit zu sich nach Hause, ihm ist es zu schade, diesen wunderbaren Druck einfach in den Müll zu werfen. K. macht sich also auf den Heimweg. Er hat es nicht weit. Er wohnt in der Achtunddreißigsten, in einem wirklich netten, kleinen Zimmer.

Durch sein Fenster tobt ständig der Lärm der Straße, für K. ein sehr beruhigendes Geräusch.

K. sucht sich die Zeitung von vorhin. Er setzt sich mit ihr zum Schreibtisch. Und, liebe Leser, ich hoffe, Sie verzeihen mir, denn ich habe etwas ausgelassen, sogar einen sehr wichtigen Bestandteil dieser Erzählung: K. ist nämlich jüngst an einem Projekt beschäftigt! Er hat den Plan, seine eigene Zeitungsausgabe herzustellen. Wie er das macht? Nun, das ist auch der eigentliche Grund, weshalb er sich die Zeitungen mitnimmt. Anfangs wollte er sie einfach nicht wegwerfen, doch mit der Zeit häufte sich in seinem Zimmer ein so ordentlicher Stapel alter Zeitungen an, dass er kaum noch Platz hatte, sich zu bewegen, und so beschloss er, seine eigene Ausgabe aus den vorhanden zu basteln. Sozusagen betreibt er fleißiges Recycling. Na jedenfalls ist K. kurz vor der Vollendung seines eigenen Werkes. Er arbeitet hart, Stunde um Stunde. Und liebe Leser, ich überspringe die kommenden zwei Tage im Leben des jungen K. – nicht, dass sie nicht interessant wären, keineswegs – jedoch sind sie nicht so erwähnenswert wie der nun folgende ...

K. ist sehr nervös und das zu Recht, denn heute wird er seine Ausgabe endlich fertig stellen! Seine lange Arbeit wird vollendet. Ich fühle mit ihm und ich hoffe doch sehr, Sie auch. K. stürmt zur Türe herein. Er langt in seine Tasche nach der Zeitung und schwingt

sich an den Tisch und liebe Leser, für die nächsten zwei Stunden verlassen wir nun die Szenerie ...

K. strahlt. Er strahlt, wie ich ihn noch nie habe strahlen sehen. Er ergießt sich förmlich an dem Geruch „seiner eigenen“ Tinte, an dem Gefühl, durch seine Seiten zu blättern. Die Arbeit dürfte K.'s Wünschen und Vorstellungen genau entsprechen. Er erhebt sich. Durch seinen Ehrgeiz hatte er darauf vergessen, zu trinken, zu essen und beinahe sogar zu atmen. K. fühlt sich vollkommen. Er lässt sich in sein Bett sinken und schließt die Augen mit dem Gedanken, seine Zeitung in aller Früh „wie eine echte Zeitung“ zu lesen.

K. sitzt im Park auf der Bank. Er ist sichtlich aufgeregt. Er beginnt, sie zu lesen. Ihm gefallen besonders die fetten und verschnörkelten Anfangsbuchstaben auf jeder Seite. Auch mag er die Nummerierung der Seiten, für welche er nur die perfektesten Zahlen auswählte. Er blättert genüsslich. Er ist jetzt bei den Horoskopen, ja liebe Leser, unser eifriger, kleiner Freund hat sich sogar die Mühe gemacht, ein Horoskop zu entwerfen, obwohl er nichts davon hält, jedoch gehört es einfach zu einer richtigen Zeitung dazu. Er sieht sich die einzelnen Sternzeichen durch. Bei seinem Eigenen angelangt, kann er nicht anders und beginnt es zu lesen. Er ist sehr neugierig, was ihn heute wohl erwarten möge.

K. hat es nun gelesen. K. ist verwirrt. Er ist sogar zornig. Sein Horoskop teilt ihm Folgendes mit: „Sie werden heute nicht mehr sein“. Sein eigens verfasstes Horoskop sagt ihm seinen Tod voraus? Ich kann es einfach nicht verstehen und ich sehe auch die Verzweiflung in den Augen K.'s. Wann hätte er so etwas Grausames denn verfassen sollen und das, ohne es selbst zu merken! Ich habe es nicht gemerkt! Liebe Leser, ich verstehe dieses Ereignis keineswegs!

K. springt auf. In seinem Kopf wirbeln tausend Gedankengänge herum. Er kommt nicht dahinter, wie er selbst diese Aussage hätte verfassen können.

Er wirft die Zeitung auf die Bank und beginnt zu rennen. K. ist schon fast aus dem Park gerannt, ich kann ihm nur schwer folgen und das Erzählen während des Rennens ist wirklich nicht einfach, geehrte Leser!

Ich habe K. aus den Augen verloren ... nein halt, ich sehe ihn! Er ist bei der großen Kreuzung. Grausames, was ich da miterleben muss! Ein Auto ... und ... passiert dies Verrückte eben wirklich? K. ist tot! Er liegt regungslos auf der Straße! Wie konnte das denn jetzt passieren? Eine Menge Menschen tummeln sich nun um K. Ich ertrage es hier nicht mehr, ich muss weg! Was wird nun aus mir? Wer bin ich schon? Ohne K. kann ich nicht existieren! Wieso fragen Sie sich, wieso? Ich bin doch bloß ein Bestandteil des Verstandes K.'s! Wie sonst hätte ich Ihnen all seine Gedanken genau schildern können? Ich kann nicht mehr. Ich sterbe. Liebe Leser, solch ein Ende war bestimmt nicht vorgesehen ... es tut mir unendlich leid. Adieu.

L. liest Zeitung.

Helmut Pacholik Speltengarten Obersiebenbrunn

Sterbendes Wasser – Lebendiges Wasser

Im Kleinsein der Schöpfung, zeigt sich die Macht und Huld am größten, daß Du sie wieder wertschätzen solltest!

„DAS GEHEIME LEBEN DER DINGE“

Suchst Du das Höchste, das Größte? – Die Blume, die Pflanze, den Baum, die Stille, sie können Dich lehren wieder am pulsierenden Fließen des Marchfeldkanalgewässers, wo sich das Lob der Andacht im Kleinen widerspiegelt - und Dich trösten und bereichern!

Diese Sequenzen der Natur blühen in meinem Herzen, solange es schlägt!

Und dafür werde ich mich einsetzen und verwenden – in Sprache und Schrift!

So gesehen, will ich meinen Themenbeitrag für das Sonderheft, in der Reihe „Literarisches Österreich“, mit dem Titel „Das geheime Leben der Dinge“ verstanden wissen!

Von der tiefen Liebe zu einer Stillen Schönheit des Unscheinbar-Realistischen erzählen!! – Wichtig und wertvoll, die karge Landschaft, die sich die „Gemüse- und Kornkammer Österreichs“ nennt!

Ein Land für „Kenner und Liebhaber“, ein Land, voll „Reichtum und Schwermut“.

Ich erzähle von fast „Geheimen - Unbegreiflichen“, ... führe den Besucher, Betrachter, in eine mutig-erkämpfte WELT, die das Überleben einer schlichten Weisheit – ohne die es kein „Sterbendes“, nun wieder „Lebendiges Wasser“, geben würde!

Von einem Gewässer – eines quer durch das Marchfeld fließenden!-

Von meinem Land, da, wo ich meine Wurzeln habe, erzähle vom Quellgebiet des Stempfelbaches, mit seinem 30.000m²großen Laubwald, von dem sich auch der Name meines Heimatortes OBERSIEBENBRUNN ableitet.

Dem einzigen Bach, der durch das Marchfeld führt – heute immer noch – ansonsten, würde er „sonstwo“, eben in einem NEUEN, außerhalb des Laubwaldes, andersgeführten „Gewässerverlaufes“ durch das weite, ebene, fruchtbare LAND führen!!



HERZELE O

Kampf um den Sessel

Karl Lubomirski

Lärchen

Fährt man mit dem Auto von Bozen in Richtung Meran, so kann man vor Meran nach links von der Autobahn herunter und dann ins Ultental einbiegen. Es ist ein langgezogenes V-Tal nach Westen, mit steilen bewaldeten Wänden, schmaler Sohle und einer noch schmaleren Straße, eher einer Forststraße, die sich auf längere Strecken im Schutz der Tannen der nördlichen Bergflanke dem Talschluss naht. Dort riegelt ein Zaun aus entrindeten, schlanken Baumstämmen die Fahrspur ab und ein Schild führt zu einer kleinen Gruppe von Lärchen, die etwas höher gelegen, ihre zum Teil stark gewundenen mächtigen Stämme der Witterung hinhalten.

Auf Schau-Tafeln und Beschreibungen, die die nächsten Schritte abkürzen, weist die Wissenschaft das genaue Alter dieser Laubbäume nach und eine breite Kupfertafel einer bekannten italienischen Künstlerin zeigt, dass sie in ihr Werk der berühmtesten Bäume Italiens die Lärchen des Ultentales aufgenommen hat.

Etwas hilflos liest man wieder und wieder die angebotenen Erklärungen, umschreitet wieder und wieder die mächtigen Stämme, setzt sich in ihrer Nähe auf einen Baumstumpf oder Stein und versucht, mit den Zahlen zurechtzukommen, die man liest. Man ist versucht, den einen oder anderen der vier, fünf Patriarchen zu streicheln, wagt es aber nur zögernd, denn er war schon ein Jüngling, als Sokrates den Schierlingsbecher austrank. Es sind Bäume, nichts weiter, geht es einem durch den Kopf und die Sequoien in den USA sind noch älter. Stimmt. Auch Ölbäume in Süditalien und in Jerusalem sind nicht jünger als diese Überlebenden. Sie aber wuchsen im Schutz der Heiligkeit und nicht einmal Titus und Vespasian wagten, sie umzuhauen; diese hier hingegen schützte nichts. Sie hatten nur das Gefieder der Zirruswolken in den Zwischenzeiten des Jahres über sich und die platingrauen Fröste der Winterschatten. Kein Tempel, kein Hauch des Mittelmeeres, kein Gebet wusste von ihnen. Ohne sich fortzubewegen, ohne irgendeinem Feinde entfliehen zu können, harrten sie aus. Sie dürsteten in manchen Sommern, bis ihre Rinde barst, und sprengten in kurzen Frühlingen mit ihren Wurzeln den Stein, der in tödlichen Frösten noch den rettenden Spalt zwischen Leben und Ende offenhalten würde.

Und wenn alle jüngeren Baumgenerationen neben ihnen zugrunde gingen, und wenn alle für das Glück ihres geraden nutzbaren Wuchses mit dem Leben bezahlt haben würden, sie würden fortbestehen.

Ein Kreuzschnabel wippt herbei und setzt sich auf einen tiefen Ast. Vielleicht war er Judas, nein, nicht der Bruder Jesu, der andere, dessen Schicksal ein anderer Baum schloss, nachdem seine Aufgabe erfüllt war. Ein leichter Wind weht den Vogel wieder fort und eine winzige Tannenmeise herbei. Wer sie wohl sein mag? Ein Kiesel rollt von selber den kurzen Schotterweg herab. Aber das Muttergestein von dem er sich gelöst hat, trug diese Lärchen-Greisinnen schon, als Alexander seinen Freund im Zorne umbrachte. Sie waren ein halbes Tausend Jahre alt, als Caesar fiel. Unbeachtet von der Welt

ragen sie wie Schreibwerkzeug, das sich die Zeit zuweilen sucht, um ihre Verse auf den Erdmantel zu schreiben, in die Winde. In die Eiswinde vom Ortler herab, die so viel Schnee und Weiß bewahren, dass sich die Felsen selbst vergaßen, Marmor wurden, heller noch als in Carrara.

Diese Lärchen haben alle Sprachen schon gesprochen und verloren, die Adlersprache und die Bärensprache, die Forellensprache und das Wispern blauer Flechten, das Röhren und das Wolfsgeheul. Das Knarren ihrer Tannenschwestern in den Stürmen ist ihnen vertraut und das Bersten der Gebirge, wenn die Erde bebt. Alle Fragen, die an sie gerichtet, fanden Antwort. Und die Antwort war das Schweigen, das Schweigen, das die Sterne sprechen, Mond und Ozeane und der mächtigste der Fürsten, der Tod. Diese Lärchen haben Tod um Tod gelernt, dass es nur zwei Worte gibt. Was wir für Sprache halten, blieb ihnen erspart, mochte auch der eine oder andre Wandermönch in ihrem Schatten mit der Kraft seines Gebetes ein ungewohntes Haus für kurze Zeit um sie und seinen Fürsten hier errichten, eh er weiterzog nach Rom zur Krönung oder nach Mailand in die Schlacht.

Das Tal steht quer zum Pesthauch, quer zum Schirokko, zu allem, was das Leben scheinbar leichter macht, zum Erlernbaren.

Der kleine Lärchenreigen am Talschlusse von Ulten, die unerklärlich alten Bäume, denen die Jahrtausende, die alles Übrige zu Fall gebracht, nichts angehabt, was sind sie anderes als Göttinnen, die ein Zeus hierher verbannt, dass kein Apoll sie finde.

Ernst David

stille ist eine ursache
für ein festes fundament

im fundament spiegeln sich
das offene meer und der himmel

das fundament hat
ober- und untertöne
es ist ein echolot
es ist ein manifest
gegen unfaßbare gewalt
ausbeutung gier

manchmal
gibt es den blick frei
auf eine spur
auf der spur der rollenden
feuerkugel.

Viktor Klykov

Puschkin in Wien*

Puschkin aus Bronze spaziert oft durch Wien.
Schon einige Jahre lebt er daher.
Österreichische Kinder spielen mit ihm.
„Wer ist der?“ – die Eltern rätseln daneben.
Vielleicht wissen manche von ihnen es schon
und seine Gedichte lesen sie vor.
Puschkin wahrscheinlich gewöhnt sich an Wien,
er grüßt liebenswürdig die Wiener mit Stöckchen
und liest für sie neue Poeme und Märchen.

*Denkmal in Oberlaa, Alexander Sergejewitsch Puschkin
Geschenk der Stadtregierung Moskaus an die Stadt Wien 1999.
Bildhauer Yuri Orechov.

Christian Klingspiegel

Ein ernstes Wörtchen

Die Hinwendung zur Vergänglichkeit, ihre Pflege, ist der letzte Stolz, der bewahrt werden kann, ganz gleich in welche Lage auch immer du kommen oder wie armselig du dich fühlen wirst, sage ich zu meinem Sohn, dem selbstverständlich rein zufällig entstandenen, jeder, der sich darum bemüht, womöglich noch seine ganze Kraft dafür verpulvert, seinen Untergang überdauern zu wollen, macht sich lächerlich vor der einzigen Gewissheit. Natürlich, *was untergeht, muss gewesen sein*, sage ich, nicht sicher, ob er nicht noch zu jung ist, um zu verstehen, drücke ich mich anders aus: wie jedes andere Lebewesen auf der Welt vergeht du, und deshalb musst du dich, solange du noch bist, bemerkbar machen. Und das, ohne deinem Vergehen gegenüber respektlos zu werden, ohne es zu ignorieren oder gar abstreiten zu wollen. Wie du das anstellen, ob du anderen damit guttun, und ob du dir überhaupt zu Herzen nehmen willst, was ich sage, bleibt, wenn du auch kaum darum herumkommen wirst, dir überlassen, jedenfalls fängt es an mit den Dingen, mit denen du dich umgibst. Nicht mit dem Zeug, das einmal in deinem Keller in Vergessenheit geraten wird, oder damit, was du ohnehin, wie jeder Dahergelaufene auch, brauchst, Geschirr, Zahnbürsten, Klopapier und so fort, völlig belanglos, ich meine jene Gegenstände, mit denen du dich ständig umringst, sodass sie tatsächlich deine sind, oder, mit denen du dich umgeben wirst, so triebgesteuert du noch auf alles abfährst, was laut und bunt und angesagt ist, kann man wohl noch von keiner bewussten Auswahl reden bei dir, aber trotzdem: deinen Gegenständen, also jenen, die durch deine längerfristige Nähe deiner Person zugehörig geworden sind, solltest du laufend verlustig gehen. Beständigkeit sollten nur Dinge haben, die du benötigst, um andere verlieren zu können, sage ich, merke, dass das unverständlich sein muss für ein Kind, und führe mich als Beispiel an: ich zum Beispiel, sage ich also, umgebe mich hauptsächlich mit Verbrauchsgegenständen und solchen, die in kurzer Zeit verfallen, so wie ich, verstehst du, meinen Verfall setze ich in den Dingen fort und treibe ihn mit ihnen voran. Das Material spielt dabei natürlich eine entscheidende Rolle. Bloß kein Metall, Plastik oder Glas, alles sollte möglichst naturbelassen, noch in der Nähe des natürlichen Absterbens sein, keine Angst, ich fange nicht mit Herbst oder Sonnenuntergängen an jetzt. Zum Schreiben beispielsweise verwende ich ausschließlich Bleistifte, auch für die Einkaufslisten, auf denen genauso nur Verbrauchsgegenstände stehen, und lasse alles Geschriebene, alles, was auf dem Kopierpapier, von dem ich immer nur eine Menge, die keine dauerhafte Stapelbildung zulässt, zu Hause habe, unter meinem händischen Ausdruck abgestumpft ist, lege ich auf meinen kleinen Ablagetisch dort drüben, sage ich, und zeige hin, unter dem Fenster, wo ich es im einfallenden Licht verbleichen und vergilben lasse. Ist ein Stapel unleserlich und formlos geworden, kommt der nächste an seinen Platz. Freilich dauert das zu lange, als dass eine Zwischenlagerung an einem anderen, Papier wie Stift kaum angreifenden Ort, am Schreibtisch meistens, wo keine direkte Sonne hinfällt, unterbunden werden könnte, weswegen ich über die Anschaf-

fung eines größeren, oder zweiten Ablagetisches, bzw. einer Natriumdampflampe nachdenke, aber, zu den anderen Utensilien, sage ich etwas lauter, weil mein Sohn seinen Hosenbund in Ruhe lassen, und herhören soll. Also, meine Zigaretten, die wiederum zur Beschädigung meiner Lunge beitragen, drehe ich selbst, fertige auch keine im Voraus an, damit sie nur für die Dauer ihrer Verbrennung da sind, und meine Bücher, allesamt Romane, die ich mir anhand der Anzahl der darin abtretenden Figuren aussuche, bevorzugt an Krankheit oder dem Alter und vier oder mehr, mindestens aber zwei, schmeiße ich, da sie vergilben zu lassen zu aufwändig und langwierig wäre, sobald sie gelesen sind ins Altpapier, oder zünde sie an. Dann dauert es meistens ein paar Wochen, bis die Inhalte wieder aus meinem Gedächtnis verschwunden sind, manchmal ein paar Tage, die Geschwindigkeit kann proportional zur Menge des Gelesenen gesteigert werden, weil alles so verflucht ähnlich ist, aber du musst ja nicht lesen, sage ich, du kannst auch echte Freunde haben, die bauen auch biologisch ab. Und sonst besitze ich nichts, was dem Vergehen nicht zuträglich wäre. Im scharfen Loch meines inzwischen etliche Jahre alten Spitzers, von dem der Markenname, ich weiß nicht mehr welcher, schon abgerieben ist, schäle ich meine Bleistifte auf, am Schreibtisch verbeibe ich ihre Mienen, in meinem Lederbeutel bewahre ich meinen Tabak auf, den letalen, in meiner Ledertasche transportiere ich Stifte, Spitzer und Papier, mit denen ich, wie gesagt, ob von dir auch gehört, sage ich, weiß ich nicht, Vergänglichkeit produziere, und setze sie, die Tasche, meine ich, gleich meiner Lederjacke, für die wie auch für die anderen Beutel ein Vieh sterben musste, ihr das Ableben somit schon anhaftet, jeder Witterung aus, um sie schnellstmöglich bis zur Unbrauchbarkeit abzuwetzen, und die Waschmaschine wäscht die Farben aus meiner restlichen Kleidung, die die billigste, am einfachsten löchrig werdende ist. Du siehst, mein Sohn, fange ich an zu schließen, ich sterbe; und meine Gegenstände sterben mit mir mit. Wenn ich schon sonst nichts habe, so ist das erhobene Haupt, mit dem ich in den Untergang gehe, mein wertvollster Besitz, die letzte Würde, die ein Mensch bewahren kann, will er sich nicht, wie all die Vollkaskoversicherten und Hobbysammler, all jene, die zur Füllfeder greifen, damit sich ihre kostbaren Gedanken nicht mit ihren Hirnen mit zersetzen, oder zu einem Ovulationstest, damit was aus ihnen geworden ist nicht mit ihren goldenen Herzen mit verrottet, die Blöße seines Lebens geben vor der Natur. Und du, gleichfalls ein potenzieller Erbe, wirst, was meinen Nachlass betrifft, leer ausgehen, du wirst dir, solltest du nicht ohne auskommen, deine Beständigkeit selbst zusammenklauben müssen, und wie alle anderen, ob sie sich nun wehren dagegen oder nicht, sterben, spätestens wenn dein Körper voll ausgebildet, deine Stimme gebrochen, deine Scham behaart, und das längst nichts bemerkenswertes mehr ist, wird er unmerklich anfangen dir zu enteilen, bald aber schon, du wirst dich wundern, in Begleitung aller möglichen Unannehmlichkeiten immer schneller werden dabei, und du wirst entscheiden müssen, ob du dem zum Trotz an den Dingen festhältst oder nicht.

Ernst Karner

Das Ding an sich schon lange gesucht
nicht gefunden
die Philosophen schwafelten davon
nicht alle
es gibt auch andere
Nihilisten
Verneiner
Verweigerer
Sokrates war einer von ihnen
und vor ihm Demokrit
unter den Blumentöpfen
aus denen die wundervollsten
Blumen sprießen
(unter ihnen liegt bekanntlich
der Schlüssel zu allem)
auf der Unterseite des Würfels
(deren Zahl sich leicht errechnen läßt
– vielleicht ist sie es, die geheime Weltformel)
in den Schattenseiten des Daseins
in die man – clair-obscur – unversehens tritt
wenn man lange gesucht hat
wie Diogenes am hellichten Tag
mit der Laterne den Menschen

Dietmar Tauchner

Dein Nachbar die Nacht

zaunreste im kühlen regen
neben einem verfallenen bauernhaus
aus dem selbst die zeit ausgezogen ist

ein wanderer holt atem ein
der herbst umfasst seinen körper
der atem senkt sich langsam
in ein stück sonne von einst

Hahnrei Wolf Käfer**Das geheime Leben der Nullen**

Ich weiß, ich bin eine Null. Sag es nicht weiter. Oder sag es weiter, sieht mir ja ohnedies jeder an. Das ‚Na und?‘ sagt sich leicht in deiner Position. Du bist ein Einser, du warst immer ein Einser, du wirst immer ein Einser sein. Ich bin eine Null und nichts weiter. Einmal Null, immer Null.

Einmal Null ist Null, zweimal Null ist Null, dreimal ...

Verhöhne mich nur. Das ist Mathematik und kein Geheimnis. Was auch immer ich angreife, es wird Null. Nichts, nothing, niente. Nicht nur leere Hände, eine Null ist eine Nichtungsmaschine. Eine Null ist kein Mangel, sondern ein Unding.

Dann ist auch deine Jammerei ein Unding. Ein nullundnichtig Jammer.

Du hast leicht reden, du warst schon lang auf der Welt, als ich erfunden wurde. Aber weil Nullen immer hübsche Geschichten wollen, ein Geständnis: Du warst und bist mein Vorbild. Ich wollte auch so jemand sein wie du. Etwas darstellen. Für etwas stehen. Eben ein Einser sein. Einer, der vorne steht.

Und was bringt das bei dir?

Eben. Solang wir hintanstehen, könnt ihr Einser nicht genug von uns haben. Ihr füllt Bierzelte mit uns, Stadions, Kasernen, Friedhöfe. Aber in eine Null verliebt sich niemand. Eine Null darf nur den leeren Platz warm halten. Du bist wie ein Angelhaken, an einem Einser kann man sich spießen, an einem Einser bleiben die Blicke hängen. Durch mich schaut man hindurch. Ein unnatürliches Loch, das nur aus Rand besteht.

Erwartest du, dass ich dich jetzt bedauere?

Wie denn? Die Allgegenwart der Nullen ist bedrückend. Nullen sind mollig. Wir haben Gewichtsprobleme. Nur die wenigsten Nullen sind mit ihrer Rundlichkeit zufrieden. Nullen sind massenhaft Abnehmer von Schlankheitsmitteln. Die meisten verraten nichts davon, aber jede Null möchten eine andere Form haben. Eine, die nicht sofort verrät, dass sie eine Null ist. Wenn wir schon kein anderes Geheimnis hätten, und Nullen haben viele Geheimnisse, ist das das schmerzlichste und bestgehütete: Wer anderer sein wollen.

Da gibt es aber andere Nullen auch noch ...

Nein, es gibt keine Null, die nicht weiß, dass sie eine Null ist. Gut, manche ist aufgeblasen, weil man das bei einer Null auf den ersten Blick kaum feststellen kann. Aber was ist sie dann? Eine Riesennull. Leb einmal als Nichts. Die Nicht-Nullen sind alle jemand. Doppelgänger, Dreikäsehoch, Viergespanne, falsche Fünfer, Anspielungen auf Sex, siebkluge Angeber, das lässt sich fortsetzen bis in alle Ewigkeit. Die sind alle wer. Einmal hab ich versucht, anders zu sein. Ein Gürtel, heftiges Ausatmen, festes Einschnüren. Der Schmerz war aushaltbar, die Figur war gleich ganz anders. Nimm dich in Acht, hörte ich jemanden sagen. Schon jubelte es in mir. Nimm dich in Acht! Acht, acht, acht! Aber damit war die Sache nicht getan. Nimm dich in Acht, da sind zwei Nullen übereinander, hieß es. Du hast leicht Lachen. Was kann das einer Null schon anhaben, dass man sie für eine Doppelnull hält. Doppelnull. Lassen wir das.

Das ist immerhin schon etwas Nützliches.

Ja, ein Abtritt. Danke. Niemand fragt, ‚wo ist das Doppelnull?‘ Man verschweigt uns, man findet es nicht nötig, uns zu erwähnen. Einmal hörte ich bei einer Straßenbahnsta-

tion ein kleines Kind sagen: Da kommt der Nullundvierziger. Kinder haben noch ein Gerechtigkeitsgefühl. Der Nullundvierziger. Wie da die Leere in mir schwabberte vor Lachen. Diesem Kind hätte ich etwas verraten können. Es hätte mich verstanden, wenn ich ihm Geheimnisse über ein paar von Euch offenbart hätte. Aber ich wollte dem Kind nicht seine Unschuld rauben und habe deshalb auch nicht von den zwei Nullen unter Euch geredet, die nur durch ihre Appendices was hermachen. Die zwei, die nicht einmal soviel Individualität haben wie eine Null, wo doch die eine aussieht wie die auf den Kopf gestellte andere.

Vom Neunundsechziger hast du hoffentlich dem Kind gegenüber nichts erwähnt.

Wer bin ich denn, dass ich eure Geheimnisse lüfte. Eine Null verrät nicht einmal ihre eigenen. Wen würden die schon interessieren. Noch dazu jetzt, wo man uns zusammengeschießt hat. Das ist auch eine jener Geschichten, die wir Nullen so gern haben. Zuerst nichts und dann müssen wir plötzlich für alles herhalten. Gemeinsam. Du als Impuls und ich noch immer als Leerstelle. In Achterpaketen zusammengefasst stellen wir angeblich die gesamte Welt dar. Eine Null und ein Einser und die ganze Welt.

Erinnere mich nicht daran!

Lustig, wo doch kein Mensch an mich denkt, wenn man ihn fragt, was zählt. Jeder beginnt mit erstens, zweitens, drittens. Niemand fängt mit nullstens an. Und jetzt steuern wir die Welt. Manche sagen, so schaut sie auch aus. Und dann stellen wir auch noch dar, was es nicht gibt. Der alte Irrtum erneuert, als aus der Leerstelle, aus dem Arabischen as sifr, ein deutsches ‚Ziffer‘ wurde. Ziffer! Als wären wir alle Leerstellen, Nuller.

Ach, es gibt auch süße Nullen. Blonde zum Beispiel.

Sehr angenehm, sehr Macho. Die Null. Der Einser. Gender-Lächerlichkeit. Obschon das an Lacans ‚Frau gibt es nicht‘ denken lässt. Aber wenn es Null nicht gibt, mit wem arbeitest du dann zusammen?

Und wer redet dann mit mir?

Das ist das unbegreifbare Geheimnis. Mit dir als Einser fängt alles an. Mit mir fängt man nichts an. Ohne dich oder einen anderen von euch zählen auch hunderte Nullen Null. Wir sind nicht leere Gefäße, sondern gar kein Gefäß. Grifflose Messer, denen die Klinge fehlt, ein Haus ohne Dach und Wände. Als aus der Leere eine Null wurde, wurde nichts zum Nichts. Das Nichts, dieser verwirrende Gegenstand. Seiend gedachtes Nichtseins. Eine Anmaßung. Das Nirwana-Problem. Der Nihilismus-Irrtum. Beides entstanden, weil der Mensch durch Unterscheidung wahrnimmt. Da es ‚groß‘ nur gibt, weil es auch ‚klein‘ gibt, glauben die Menschen, dass alles ein Gegenteil hat. Leben und Tod, Licht und Finsternis. Das Sein und das Nichts. Was für ein Reinfall! Frieden und Krieg, Freude und Leid. Aber es heißt doch, dass es nur Freude gibt, weil es ...

Frieden nur als Null-Krieg? Freude nur als Null-Leid? Lächerlich, das sind keine Gegenteilte. Leid und Freude sind jeweils etwas ganz anderes. Glaubst du wirklich, dass es ohne Leid keine Freude geben könnte? So auf die Art, als wäre Zahnweh nötig, damit der Orgasmus schön ist? Schau dir einmal Menschen an, die gern und voll Freude leben. Die erachten das Leid selbst dann, wenn eines vorhanden ist, weder als Quelle noch als Bedingung ihrer Freude. Weißt du, Menschen, die so richtig Freude ausstrahlen.

Die sind aber auch keine Nullen.

Du sagst es.

Gottfried Pixner**Die Dinge – Ein Steckbrief**

Die großen Inventarstücke unseres Seins, dräuende Bergstöcke, tosende Meere, wind-erodierte Wüsten als auch die kleinen Nippsachen unserer Existenz – wie sind sie zu verstehen? Wir betasten sie, vergewissern uns ihrer soliden Existenz, doch belehrt uns die Physik (und davor schon die Weisheit transpersonalen Erkennens), dass Materie letztlich nichts ist als bloß verdichtete, verknottete Energie, ein Phänomen also von nur *scheinkörniger* Beschaffenheit: Energiemuster bloß, die einen leeren Raum durchzapeln: Schwingungen, Emanationen von Strahlung, mitunter auch Träger biologischer Information ... Die so anheimelnde Welt, diese gute Stube inmitten des kosmischen Gefrierfaches – eine fast leere Blase, darin ein selbstgekrönter Monarch, der eigenverliebte *Mensch*, diese Schimpansenmutante mit dem eingepprägten Tick der Weltdurchdringung, -verdichtung, ein Jongleur mit ewig bresthaften Modellerstellungen. Doch prometheisch gibt sich dieser Allzeit-Anmaßende nur an Sonnentagen, dann, wenn nicht gerade in ihm einzeln oder kollektiv einmal mehr die Wolfsnatur aufheult und durch die Epochen nachhallt.

Doch zurück zu den Dingen! – Sind die ihnen eingebrannten physikochemischen Daten, ist ihre Blendwerkschale hinter ihrem *Ding an sich*-Skelett ein hinlänglicher Steckbrief? Sind die so (bedingt) dinghaften Objekte dieser Welt (ob belebt oder unbelebt) nur perpetuierende ruhelose Automaten? Oder verbirgt sich ein Mehr dahinter? Ist das Seiende – dieses Engramm ungeklärter Herkunft, dieses chaotisch wirbelnde Weben – nicht doch viel *mehr* als nur eine Ausstülpung aus materieträchtiger kosmischer Leere? Haben die – von uns so gern geschundenen – Dinge unserer Menschenwelt nicht auch durch ihre Absorptionskraft für Atmosphärisches ein Fluidum, das in unsere Stimmungen einklinkt, uns durch ihren Erinnerungszauber, ihre Gegenwartserhöhung schweben und wachsen lässt, schwingende Bogen baut, auch zu denen, die uns temporär oder auf ewig fern sind. – Ja, das geheime Leben und Wesen der Dinge besteht wohl in dieser *Mittlerfunktion*: ohne die Wärmespuren der scheinbaren Dinge keine Behaustheit bei unserem Gastauftritt, ohne ihr (die Sinne stimulierendes) Fluidum kein vermittelnder, zähmender Brückenbau zwischen uns allen – und wohl auch nicht die Königsdisziplin unseres Seins: die Liebe! Das geheime Wesen der Dinge schreitet auf evolutionärem Pfad voran; äußert sich im scheinbaren, doch allzeit bewegten, Unterbau des *Anorganischen* im Tausch von Energie und letztendlich im Wandel des Chemismus, *im Organischen* hingegen durch die Morgenröte der Gefühle, der keimenden Empathie und die Mittagsglut der Liebe.

Glücklich der Künstler, der in wissender Behandlung „toten“ Materials in seinem Wirken diesen Sprung zu schaffen vermag, mit Werken, die uns einsaugen, die uns anspringen – und sich als ein Abklatschpartikel der Ewigkeit in unserem Sein verankern ...

Hertha Ellinger-Michal**Das Hohelied der Dinge – ein harmonischer Gesang**

Es erklang:

„Ich lebe mein Leben in wachsenden Ringen!

Ich werde den letzten vielleicht nicht vollbringen

– aber versuchen will ich ihn!

Ich lebe meine Leben in wachsenden Ringen, die sich über die Dinge ziehen ...“

„Und dann – meine Seele – sei weit, sei weit, daß dir das Leben gelinge!

Breite dich wie ein Feierkleid über die singenden Dinge!“ (Rilke)

Ihm, sagen diese und wir ein Jahrhundert schon Dank!

Vor ihm und nach ihm läutet, ertönt dieser große Gesang –

„Dem Jahrhundert des Geistes“ erklang dieser Abgesang.

In Bildersprache aufgehoben als einen Dank.

Jedes Ding wird umrahmt wie der Apfel, schwarz vom Maler Paul Cezanne!

Wie der Sonnengesang, daß van Gogh ihn durch seinen Pinsel empfange!

Herausgefiltert aus unseren Träumen, den ewigen Räumen das Ding an sich mit einem Pinselstrich lebendig gemacht,

was schlief in der Nacht ...

„Voller Apfel, Birne und Banane! Alles dieses spricht! Sieh, ich ahne –

lest es einem Kind vom Angesicht, wenn es dies erschmeckt! Irdisch, hiesig!

O Erfüllung, Freude riesig!“

– So viel ist versteckt in der Einsamkeit, wartet,

wortbereit, daß man es entdeckt in der Kinder-Künstlerzeit.

„Es war wie Reichtum in dem Raume in dem der Knabe sehr verheimlicht saß

– es zitterte im Schrank – ein Glas ...“

Schläft ein Lied in allen Dingen die da träumen fort und fort ... Zauberwort.

Gregor M. Lepka
Vielleicht Erkenntnis

Es atmet ein und aus die Erde,
was sich in ihr verbirgt,
ist stumm und abgewandt von dem,
was Welt, jedoch uns nicht erreicht.
Wir schaffen Dinge, schaffen Wirklichkeit,
vermeintlich, wo ein Abgrund ist
und Leere, die man immer wieder fühlt,
weil sie in uns ist und wuchert dort,
bis jener Augenblick gekommen ist,
der uns die Augen öffnet und uns
erkennen läßt, daß man gerade das,
was nahe liegt, nicht sieht.

Heidelore Raab
Fundstücke

Gesammelt
was mir die Flut
zu Füßen legte

was in geheimnisvollen Tiefen
sich verbarg
Fragmente des Vergehens
die die Brandung
dem Ufer überließ

Muscheln Steine Igelpanzer
Korallensplitter Perlmutter

Glück des Findens
des Gefundenwerdens

kostbarer Reichtum
ans Licht gehoben
aus der Meeresnacht

Kurzbiographien

Elfriede Bruckmeier

Geboren 1940 in Wien, lebt in Eichgraben, NÖ. 20 Jahre freie Mitarbeiterin bei Kulturzeitschriften. Seit 1982 Essays, Lyrik und Erzählungen in Zeitschriften und Anthologien. Referate, Katalogtexte und Kuratortätigkeit für Ausstellungen bildender Kunst. Podium Porträt Nr. 52, „Stillness in Japan“ Haiku, 2011; Hrg./Red.: Eichgrabener Geschichte(n), 2014.

Birgit Bydlinski

Geboren 1955, Sprach- und Theologiestudium an der Universität Wien (Mag. Dr.), Unterrichtstätigkeit an Grundschulen und am Gymnasium. Drei Söhne. Literarische Beiträge in Anthologien, drei Kinderbücher gemeinsam mit ihrem Mann, dem Autor Georg Bydlinski.

Hertha Ellinger- Michal

Geboren 1922 in Wien, mit böhmisch-mährischen Wurzeln (Vater Gottlieb Michal, Architekt, Otto Wagner-Schüler). Sie studierte Germanistik und Kunstgeschichte und widmete sich der Sprachforschung, besonders dem Paurasch'en von Schöllschitz bei Brünn. Bearbeitung des Mundartwörterbuches: F. Hilber, 1990, weiters: *Kindheit in Mähren – A Piagl of Paurasch*, 2002, u. a. Publikationen.

Friedrich Damköhler

Erzählungen und Gedichte, Erlebtes und Erfahrenes. Er schreibt aus dem Leben; die Themen ergeben sich aus seinem sozialen Engagement. Seine Erkenntnisse aus Selbstkritik gewonnen, werden von ihm selbst häufig hinterfragt.

Ernst David

Geboren 1932 in Wien, Jurist, Zivilrichter i. R., veröffentlicht Lyrik seit 1960. Autodidaktische Studien von Geschichte und Kultur verschiedener Regionen, speziell mystische Strömungen der großen Religionen. Zahlreiche Beiträge in Literaturzeitschriften und Anthologien, mehrere Lyrikbände. Zuletzt: „Spurenelemente“ (edition hic@hoc, Perchtoldsdorf 2010).

Paul Dinter

Geboren 1949 in Wien, lebt in Wien. Schreibt Lyrik, Prosa, Gedichte, Haiku. Seit 1998 publiziert er in Zeitschriften, Anthologien, Jahreslesen. Seit 2010 aktives Mitglied der Österreichischen Haiku Gesellschaft. 2013 Herausgabe des Buches „Der Duft des Kerzenwindes“, Haiku, Senryu u. a. Poesie.

Etela Farkašová

Geboren 1943 in Levoca (Slowakei), lebt in Bratislava. Schriftstellerin, Philosophin, Dozentin an der Komenski-Universität Bratislava. Zahlreiche Buchveröffentlichungen (mit mehrsprachigen Übersetzungen). Zuletzt: „Ein ganz gewöhnlicher Tag“ 2014. Mitherausgeberin der Anthologie „Annäherung“ zusammen mit Zdenka Becker.

Angela Flam

Geboren 1968, Veröffentlichungen in Literaturzeitschriften, 2009 Debut „Schwarze Kanister“, Verlag der Provinz, 2012 „seismographie – Ein Reigen“ Verlag der Provinz; 2011 Marianne-von-Willemer-Preis der Stadt Linz; Lyrikwettbewerbe 2013: „Ö1 hautnah“, goldstaub (2. Preis), Bleiburg/Pliberk (Finalrunde), art.experience Baden (Finalrunde).

Eugenie Fügnerová

Geboren 1950 in Prag. Emigration nach München (1967), Studium (Pädagogik, Politische Wissenschaften u. Geschichte), danach im Staatsdienst tätig. Schwerpunkte der wissenschaftlichen und literarischen Arbeit: Fragen der nationalen Identität und Minderheitenrechte.

Bärbel Gaal-Kranner

Geboren in Graz, lebt in Kärnten und Salzburg, Psychotherapeutin. Lyrik und Prosa in Anthologien, erste öffentliche Lesungen u. a. beim *Theaterfestival Spectrum 2011* in Villach. 2013 Debüt-Roman „Der Geschmack von roten Fäden“. Mehrere Arbeitsstipendien des Bundesministeriums für Unterricht, Kunst und Kultur.

Maria Gornikiewicz

Geboren 1943 in Wien; Redakteurin, freie Journalistin, Fotografin und Schriftstellerin; Mitglied-schaften: OeSV, Literaturkreis PODIUM, IG Autorinnen Autoren. Veröffentlichungen: PODIUM Porträt Nr. 38; „Die fabelhafte Welt der Valerie“, Geschichten, ed. roesner, 2012, „Mordet Valerie? Ein Psychothriller aus Favoriten“, Verlag der Provinz, 2014.

Dietmar Grieser

Geboren 1934 in Hannover, lebt seit 1957 in Wien, ist seit 1973 Sachbuchautor. Bekannteste Titel: „Schauplätze der Weltliteratur“ und „Eine Liebe in Wien“, zuletzt „Landpartie“, 2013. Zahlreiche Übersetzungen, mehrere Fernsehverfilmungen. 2014 erhielt er das Große Ehrenzeichen für Verdienste um die Republik Österreich.

Radegund Hain

lebt in Wien, arbeitet im Kulturbereich; Mitglied der Arbeits-Gemeinschaft-Autorinnen (AGA Wien, Leitung Barbara Neuwirth); Prosa- und Lyrik-Veröffentlichungen in Literaturzeitschriften, Schreibt für Theater und Kurzfilm.

Elfriede Haslehner

Geboren 1933 in Wien, schrieb sehr früh Gedichte, sang in Chören, malte. Frühe Heirat, drei Kinder. Studium der Philosophie, Doktorat. 1971 erstes Buch „Spiegelgalerie“, 10 Gedichtbände, PODIUM Porträt Nr. 13, 1 Prosabuch, 1 Bändchen Haiku. Mitbegründerin des Wiener Frauenverlages. Lebt in Wien und Gänserndorf.

Margarethe Herzele

Geboren in Kärnten, Akad. Malerin, Mag. art., Schriftstellerin. Lebt in Wien. Mit vier 1. Preisen abgeschlossenes Studium an der Akademie d. Bildenden Künste. Arbeiten im Besitz internationaler Museen, u. a. Albertina, Belvedere. Personalausstellungen in Wien, Rom, New York. Neun Buchveröffentlichungen. Lyrik, Prosa und Illustrationen in vielen Sammelbänden. Zuletzt „Chaos unter der Haut“, Roman, 2012.

Philo Ikonya

Geoboren in einem Dorf bei Nairobi. Die Prosaistin und Lyrikerin musste 2009 ihre Heimat wegen ihres Engagements für die Einhaltung der Menschenrechte verlassen und lebt zurzeit in Europa. Sie ist Honorary Member des Österreichischen P.E.N.-Clubs und hat sich an zahlreichen literarischen Projekten in Österreich beteiligt.

Herbert Jan Janschka

Geboren 1960 in Mödling, erste Veröffentlichungen 1977. Mehrere Gedichtbände, ein Erzählband, zahlreiche Veröffentlichungen in Literaturzeitschriften u. Anthologien im In- und Ausland. War u. a. Bürgermeister in Wr. Neudorf, ist Vorstandsmitglied des OeSV. Zuletzt: Hörbuch „Dort mein Freund, dort will ich hin ...“, 2009.

Gerald Jatzek

Geboren 1956 in Wien, lebt als Autor, Musiker und Journalist in Wien; Staatspreis für Kinderlyrik 2001; Auftritte bei: Nürnberger Bardentreffen, Books Open Worlds – Hongkong, Berliner Literaturfestival. Zuletzt: „Der Hund ist tot“, Kurzgeschichten, Löcker Verlag 2012; „Die Lieder riechen nach Thymian“, Reisegedichte, Verlag Berger 2014.

Hahnrei Wolf Käfer

Geboren 1948 in Wien. Zwei Jahre Lehrtätigkeit in Japan, lebt in Wien, freier Schriftsteller, Beirat im Ersten Wiener Lesetheater, Vorstandsmitglied der IG Autorinnen Autoren. Zuletzt erschienen: „Sicher kein Wunder – Senryus von einem, der Vater wurde“ (edition milo), Kleine Tiere (Kurzgeschichten, Verlag Der Apfel) „Der alte Mann und das Niemehr“ (Roman, Arovell).

Renate Katzer

Geboren 1945 in Vorarlberg, lebt in Salzburg. Schreibt Lyrik und Kurzprosa. 2010 1. Preis in der Kategorie Lyrik (*Fieberbaum*) des Forum Land Literaturpreis NÖ; 2011 erschien der Lyrikband „Ins Wort fallen“.

Margarete Karetta

Geboren in Graz, Studium der Medizin in Graz und Wien, wissenschaftliche Mitarbeiterin der Universität Wien (Institut für Sozialmedizin), Veröffentlichungen in Literaturzeitschriften und Anthologien, diverse Preise.

Eva Kittelmann

Geboren 1932 in Wien, Studium (Theaterwissenschaft u. Publizistik); Schauspielerin. 1954–1992 im Verlagswesen tätig. Schreibt Lyrik, Prosa, Essays. Veröffentlichte 2 Lyrikbände, 2 CDs, Roman: „Die Aufgabe“ (2009); PODIUM-Porträt Nr. 66, „Die Quadratur der Verse“, Lyrische Sequenzen (2012), Lesungen, Eventgestaltungen, Moderationen. Ab Dezember 2013 amtsführende Präsidentin des VKSÖ.

Christian Klingspiegel

Geboren 1988 in St. Veit, Kärnten. Besuch des BRG – Viktring (Abschluss im September 2008 im bildnerischen Zweig). Seit 2008 Studium der Germanistik an der Alpe-Adria-Universität Klagenfurt.

Viktor Klykov

Geboren in Moskau, lebt seit 1983 in Österreich. Viele Jahre Diplomat (UNIDO). Schreibt Gedichte von Jugend an. Beiträge in russischen und österr. Zeitschriften. Vier Gedichtbände, davon einer russisch-deutsch. Mitgliedschaften: Gesellschaft d. Lyrikfreunde, Russ. Schriftstellerverband, Präsident des literarischen Clubs „Russische Poesie in Österreich“ (Russ. Kulturinstitut Wien).

Eva Kraft

Geboren 1936 in Kaaden/CSR, lebt seit 1947 in Österreich, Diplomkrankenschwester, Sozialarbeiterin im Ruhestand, Studium der Deutschen Philologie, Abschluss 2005 mit dem Titel Mag. phil.

Norbert Leitgeb

Geboren in Klagenfurt, lebt in Graz, Univ.-Prof. der TU Graz, zahlreiche wissenschaftliche Publikationen, 7 Fachbücher, Fachbuchkapitel. Seit 1993 acht Gedichtbände, die satirisch-humorvoll von Wegen und Irrwegen des Menschlichen und der heutigen Gesellschaft handeln. Zuletzt: „Schon wieder ewig“ 2012, „Solo für zwei“ 2014.

Gregor M. Lepka

Geboren 1936 in Salzburg, 1956–1961 Aufenthalt in Neuseeland, lebt in Thalheim bei Wels. Zahlreiche Buchveröffentlichungen, u. a.: „Ausgewählte Gedichte“, (PODIUM Porträt Nr. 60, 2011), „An der Zeit vorbei“ (mitter Verlag, 2011). „Der Auswanderer“ (Erzählung, Bibliothek der Provinz, 2012) und „Danu/Donau“ (mitter Verlag 2012).

Karl Lubomirski

Geboren 1939 in Tirol. Zehn Lyrikbände, Veröffentlichungen in mehreren Sprachen, Erzählungen „Bagatellen“, das Michael-Pacher-Oratorium (Auftrag der Stadt Bruneck), Erler Passion 2008; Theaterstücke, Märchen, Aphorismen, Kosmogonie „Menschen-Opfer“ (CD). Seit 1962 für österr. u. dt. Unternehmen in Italien tätig, lebt in Italien. Zuletzt erschien der Lyrikband „Das Tor“ 2012.

Eduard Meisel

1966–1996 Künstlername: Edoardo Ricoza, geboren 1946 in Bukarest, aufgewachsen in Wien, schreibt Lyrik und Prosatexte; vom Dramatiker (mit zwei aufgeführten Stücken) zum Drehbuchautor gewandelt - und die Welt bereist.

Brigitte Meissel

Bibliothekarin, Buchhändlerin, Spezialgebiet Kinder- und Jugendliteratur, verheiratet (nun verwitwet) mit dem Schriftsteller Wilhelm Meissel, zwei Kinderbücher, Erzählungen in etlichen Anthologien, z. T. Hrsg. gemeinsam mit Wilhelm Meissel, seit 30 Jahren engagiert für ein Schulprojekt in Nord-Kenia, auch davon Erzählungen.

Susanne Moser-Zweymüller

Geboren in Wien. Diplom für Textildesign, langjährig tätig als Direktionssekretärin am Rektorat der Univ. Wien und am Kunsthist. Universitätsinstitut. Veröffentlichung zahlreicher Lyrikbände: u. a. „Die Himmel sind offen“ 2009, „Spuren des Lichts“ 2012. Mitglied des P.E.N.-Clubs und des Österr. Schriftsteller/innenverbandes.

Helmuth A. Niederle

Geboren 1949 in Wien, Autor, Übersetzer, Herausgeber, Präsident des Österreichischen P. E. N.-Clubs. U. a. erschienen: „Ausgewählte Gedichte“ PODIUM Porträt Nr. 47, 2009; „Von der Freiheit des Schreibens. Anthologie verfolgter Autorinnen und Autoren“ Hg, 2011; „Trakt geräumt. Verba in Angustiis“, Gedichte 2013.

Helmut Pacholik

Geboren in Wien, lebt seit 1939 in Gänserndorf, NÖ. Techniker, widmete sich der Erhaltung des Lebensraumes Marchfeld. Veröffentlichte zahlreiche Bücher. Zuletzt: „Zeitenwende. Marchfeldschicksal 1944–1955“, 2010, „Eine Flussfahrt an der toten – heute offenen Grenze. Meine Begegnung mit dem Tolstolob“, 2013. Mehrere Literaturpreise und Auszeichnungen.

Gottfried Pixner

Wiener, promovierter Chemiker, langjährige Unterrichtstätigkeit an einer HTL. Bücher: „Wenn der Jodbaum blüht“ – Anekdoten zu Naturwissenschaft & Medizin (Johannes Heyn), 3 Bände Aphorismen & Sprüche (zuletzt: „Scharfzüngigkeiten“, united p.c.), Schüttelreimgedichten (zuletzt: „Im Schüttelschauer“, united p.c.) u. a.

Heidelore Raab

Geboren 1946 in Oberösterreich, Mitglied des OeSV, der Österreichischen und der Deutschen Haiku-Gesellschaft. Herausgeberin von Gedichten von Kindern. Veröffentlichungen in zahlreichen Anthologien. 7 Lyrikbände, 25 Haiku-Bändchen (alle in St. Georgs Presse).

Christa Scheiwein

Geboren in Wien, lebt in Perchtoldsdorf. Studium der Pharmazie. Schreibt seit ihrer Pensionierung vermehrt Gedichte und Kurzprosa. Einige Gedichte wurden von Prof. Peter Katt vertont. 1997 Monographie über den Maler E. Beischläger. 2005 Gedichtband „Einsichten“, Beiträge in Literaturzeitschriften. Mitglied des OeSV.

Roswitha Schieb

Geboren 1962, Essayistin, Buchautorin. Verfasste Bücher über den Theaterregisseur Peter Stein, Reisebücher zu Rügen, zu Schlesien, Breslau u. Galizien. Im Erzählband „Die beste Zeit“ geht es um die Zeit vor und nach der Wende. Im neuen Buch „Jeder zweite Berliner“ zeichnet sie schlesische Einflüsse auf Berlin nach.

Ana Schoretits

Geboren in Zagersdorf. Schriftstellerin, Journalistin, langjährige Redakteurin beim ORF, danach Leiterin des Medienbüros d. Diöz. Eisenstadt. Literarische Sprachen: Kroatisch und Deutsch – Gedichte, Kurzprosa, Essay, Dramen. Publikationen in österr. Verlagen, Lesungen im In- und Ausland. Mitglied im Österr. P. E. N.-Club.

Roswitha Schmit

Geboren 1952. Würth Literaturpreis 2008, Lyrikband „Spiegelkabinett“, Lyrik und Kurzprosa in diversen Anthologien, vier Moldaureisen, Arbeit an den Projekten „Gesichter Moldawiens“ u. „Meine heimlichen Flügel“, daneben in der Erwachsenenbildung und als Textilkünstlerin tätig.

Hilde Schmölder

Geboren 1937 in OÖ. Staatslehranstalt f. Photographie (München), Studium: Publizistik u. Kunstgeschichte (Wien), Dr. phil.. 20 Jahre Journalistin und Fotografin. Seit 1990 freie Autorin, Schwerpunkt Frauengeschichte. 2008 Berufstitel „Professorin“. Zuletzt: „PODIUM Porträt“ Nr. 62, Gedichte 2012, „Dunkle Liebe eines wilden Geschlechts. Georg und Margarethe Trakl“, 2013.

Erich Sedlak

Lebt in Wiener Neustadt, Autor und Herausgeber, (Anthologien, DVD-Reihe „Autorenporträt“); 22 Publikationen, zuletzt: „Drunter und Drüber“ (eBook, epubli, Berlin 2013); Drehbücher, TV-Theater, Bühnenstücke, Literaturpreise; Mitglied: P. E. N.-Club, PODIUM, OeSV, Präsident des NÖ P. E. N.-Clubs.

Traude Maria Seidelmann

Geboren in Imst/Tirol, lebt in Linz. War Bibliothekarin und freie Mitarbeiterin des ORF Landesstudios OÖ. Lyrik, Prosa, Hörspiele. Publikationen u. a.: „Vom Rauschen des Laubfalls“, Gedichte, „Dies Haus war mein“, Roman, „Gartennotizen“.

Edith Sommer

Geboren in Wien; lebt in Wien und Nizza. Studien: Germanistik u. Philologie, Dr. phil., Staatsbibliothekarin (Österr. Nationalbibliothek). 20 Lyrikbände, Kurzprosa, Jugendbücher, Hörspiele. Zuletzt: „Bougainvilleen – Bougainvillées“, Gedichte (deutsch-französisch), 2013. Zahlreiche Preise, 1995 Goldenes Ehrenzeichen für Verdienste um die Republik Österreich. Mitgliedschaften: u. a. P. E. N.-Club, OeSV.

Werner Stangl

Geboren 1947 in Wien, lebt in Linz, lehrte an der Johannes-Kepler-Universität Linz, Veröffentlichung von Gedichten, Kurzgeschichten und Theaterstücken („neue wege“, „facetten“, „erostepost“, „sterz“, „Landstrich“). Drama „Die Vorladung“ (Landestheater Linz).

Martin Stankowski

Jahrgang 1950, lebt in St. Margarethen (Schweiz) und in St. Florian bei Linz. Universitäre Lehre und Praktische Denkmalpflege, seit 1996 Altbau- u. Kulturberatung. Zahlreiche wissenschaftliche und populärwissenschaftliche Aufsätze, Kunstführer und Bücher. Intensives literarisches Schaffen seit etwa 5 Jahren, darunter ein Roman: „Die geöffnete Tür“, Linz 2010.

Michael Stradal

Geboren 1942 in Wien, Diplomkaufmann, lebt in Maria Enzersdorf. Schreibt Kurzgeschichten, Krimis, phantastische Novellen über berühmte Musiker, in denen er Historisches mit Udenkbarem oder Absurdem verbindet, deren Ausgang in Erstaunen versetzen soll. Zuletzt: „Petri Heil“, Kriminalroman, Mödling 2012. „JEM-Tod am Altar“, Kriminalroman 2014.

Kurt F. Svatek

Geboren 1949 in Wien. Schulrat i. R., veröffentlichte bisher 55 Bücher (Lyrik, ein Roman, Erzählungen, Essays, sprachwissenschaftliche Arbeiten, ein Schulbuch). Er erhielt zahlreiche internationale Preise für seine Lyrik. Seine Gedichte wurden in viele Sprachen übersetzt. Zuletzt: „In den Schattenfarben der Rosen“ 2014.

Gerald Szyszkowitz

Geboren 1938 in Graz, Theaterwissenschaftler (Dr. phil.), lebt in Maria Enzersdorf. Theater-Regiearbeiten (Bonn, Dortmund, Wilhelmshaven, Stuttgart, u. a.) 1968–1972 Chefdramaturg (Graz), 1972–1994 Leitung Fernsehspiel / ORF; Leiter der Freien Bühnen Wieden, dzt. Schauspiel-direktor (Sommerspiele Schloss Hunyadi – Maria Enzersdorf). Er schrieb zahlreiche Theaterstücke, Romane, u. a., zuletzt: „Schloss Hunyadi, Tatort“ 2014.

Claudia Taller

Geboren in Linz, aufgewachsen in Deutschland und OÖ. Studien am Mozarteum Salzburg und an der Universität Wien. 1978–2011: Psychologin beim Land OÖ im Bereich Jugendwohlfahrt. Seit 2012 Freie Schriftstellerin und Radiomacherin.

Dietmar Tauchner

Geboren 1972 in Neunkirchen, lebt in Puchberg am Schneeberg und in Wien. Lyriker, Essayist, Sozialberater und -pädagoge. Lesereisen und Vorträge in den USA, Japan und Europa. Gewinn des Taisho (Grand Prize) beim Kusamakura Haikuwettbewerb in Kumamoto 2013.

Christa Maria Till

Geboren 1946 in Wien, lebt in Zürich. Studium (Germanistik/Romanistik) in Wien und Zürich. Dissertation über die Wiener Mundart. Im Buchhandel, Bibliothekswesen und Erwachsenenbildung (Sprachen u. Literatur) tätig. Beiträge in Zeitungen, Literaturzeitschriften und Anthologien. Kurzgeschichten, Novellen, Kriminalromane.

Charlotte Ueckert

Geboren 1944 in Oldenburg i. O., lebt in Hamburg. Germanistin, Lyrikerin, Biografin, Reiseschriftstellerin. Zuletzt: „Nach Italien. Liebesgeschichten von anfangs und später“, 2012, Gedichtband „Ein Reh auf der Chaussee“ 2013, Reiseerzählung „Die Erben der Etrusker“ 2013 „Oldenburger Land – neu entdeckt“ 2014. Diverse Anthologieveröffentlichungen und Reisestipendien.

Christine Vetter

Geboren 1959, lebt und arbeitet in Wien. Studium der Anglistik und Romanistik, danach Unterrichtstätigkeit und journalistische Arbeit. Im Mai 2011 erschien ihr Gedichtband „schläfst du auch mit dem herz in händen?“ beim Athena-Verlag, Deutschland.

Diana Wiedra

Eine „alte Russin“, geboren in der UdSSR, seit 30 Jahren zuhause in der Wahlheimat Wien. Wissenschaftsjournalistin mit dem Schwerpunkt Psychoanalyse und psychoanalytische Pädagogik. Autorin von 4 veröffentlichten Büchern und zahlreichen Artikeln und Essays. Übersetzerin (deutsch-russisch) von 4 veröffentlichten Sachbüchern und einem Gedichtband.

Alexander Worsch

Geboren 1996 in Graz, Steiermark. Vollständiger Name: Alexander Lukas Worsch. Derzeitig vierte Klasse Oberstufe an der HTL Ortweinschule, Fachsparte: Film. Nächstes Jahr-Matura. Liebe zur Musik, zum Film und zum Schreiben. Geehrte Schriftsteller: Schnitzler, Kafka, Bukowski.

Sylvia Zwettler-Otte

Psychoanalytikerin und Autorin. Studium der Altphilologie und Germanistik. 2000–2004 Vorsitzende der Wiener Psychoanalytischen Vereinigung. In Wien in freier Praxis als Psychoanalytikerin und Lehranalytikerin tätig. Buchpublikationen u. a.: „Die Melodie des Abschieds“; „Ebbe und Flut – Gezeiten des Eros“; „Wir hatten ein Haus in Pompeji“.

Impressum

Literarisches Österreich
Zeitschrift des Österreichischen Schriftsteller/innenverbandes
ZVR 295943463

Eigentümer, Herausgeber und Verleger:
Österreichischer Schriftsteller/innenverband
Kettenbrückengasse 11/1/14, 1050 Wien
Telefon: 01/586 41 51
E-Mail: office@oesv.or.at
www.oesv.or.at

Für den Inhalt verantwortlich:
Mag.^a Dr.ⁱⁿ Sidonia Gall

Redaktion dieser Ausgabe:
Mag. Ewald Baringer, Mag.^a Dr.ⁱⁿ Sidonia Gall, Mag.^a Julia Rafael,
Dr.ⁱⁿ Elisabeth Schawerda, Mag. Christian Teissl

Layout und Druck:
Druckerei Lischkar & Co. GmbH, Migazziplatz 4, 1120 Wien



**STAUNEN,
LACHEN,
WEINEN.**
NOCH MEHR KULTUR
FÜR NIEDERÖSTERREICH.
**WIR
SCHAFFEN
DAS.**

NV
Die Niederösterreichische
Versicherung

www.noevers.at

Wir schaffen das.

WIEN, NÖ/ND

**KULTUR
NIEDERÖSTERREICH** 

BUNDESKANZLERAMT  **ÖSTERREICH**
KUNST

